14/1987 PREIS 0,80 Mark

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Achtes Weltwunder?

Die versunkene Armee des Qin Shi Huang

Wenn's ans Auge geht

FW-Reporter im OP

Figur ist gefragt

Sport als Schönheitskosmetik? Gespräch mit Professor Israel

40 Jahre Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft:

Ehrung zum Jubiläum

Dienstag 14 Uhr im Gebäude des Staatsrates. Eine Delegation von festlich und erwartungsfroh gestimmten Mitgliedern und Funktionären der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft aus den verschiedensten Arbeitsbereichen unseres Landes hat im Empfangssaal Aufstellung genommen. Dies ist eine große Stunde im Leben der 6,3 Millionen Mitglieder zählenden Massenorganisation. Unter dem Beifall der Anwesenden heftet Erich Honecker den Karl-Marx-Orden an das Banner, das bereits mit hohen Auszeichnungen der DDR und der UdSSR geschmückt ist.

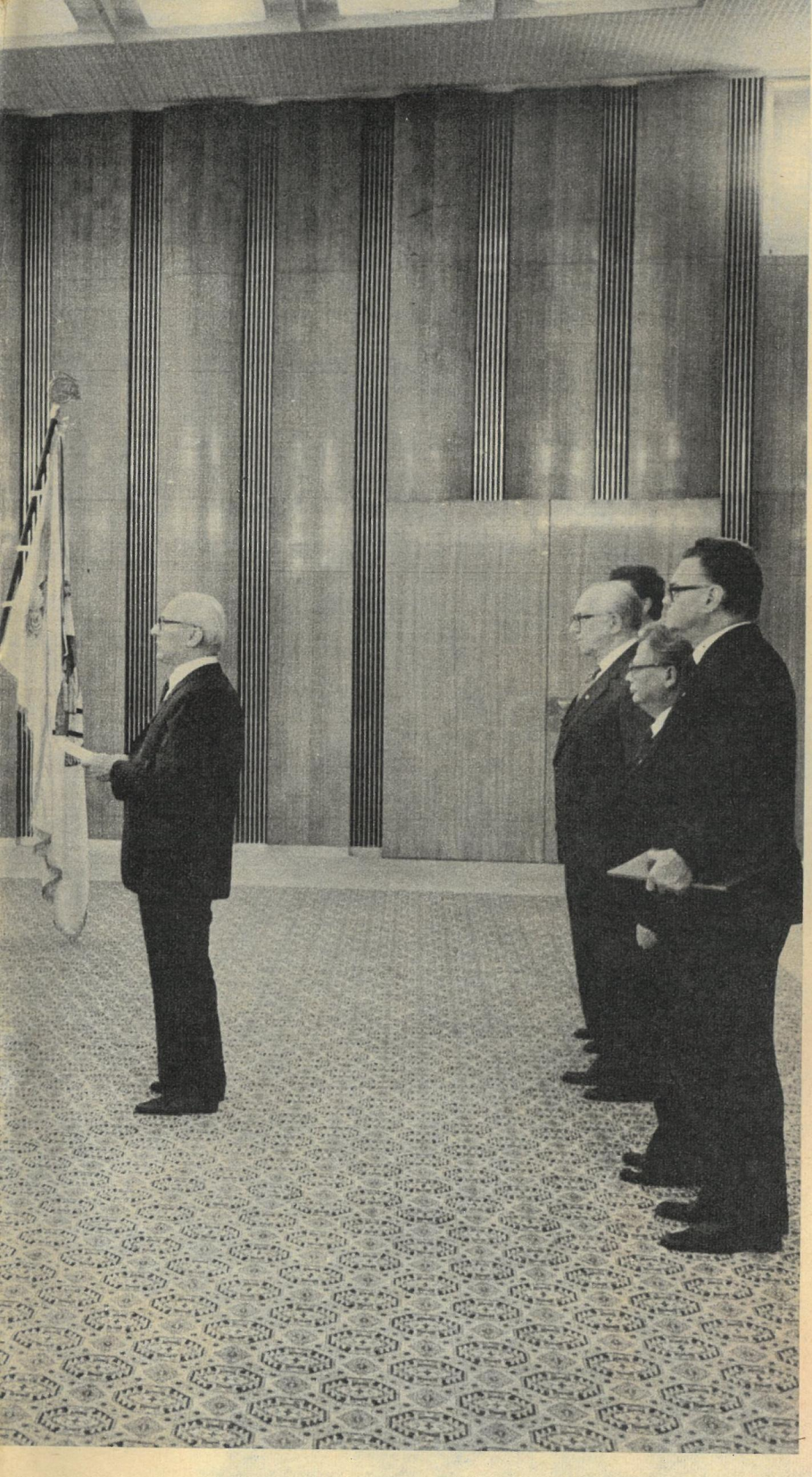
In einer in herzlichen Worten gehaltenen Glückwunschrede erinnerte der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR zuvor an die langen und würdigen Traditionen deutsch-sowjetischer Freundschaft, die seit dem Roten Oktober vor 70 Jahren stets das Anliegen der progressivsten Kräfte des deutschen Volkes war. „Die Freundschaft zur Sowjetunion", so erklärte er, „gehört zu den kostbarsten revolutionären Errungenschaften unseres Volkes. So wird es immer sein. Erst kürzlich wurde bei meinem Treffen mit Michail Gorbatschow, das anläßlich der Berliner Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Warschauer Vertragsstaaten stattfand, der hohe Stand der brüderlichen Zusammenarbeit zwischen beiden Parteien, Staaten und Völkern gewürdigt. Wir bekräftigten unsere Entschlossenheit zum allseitigen Ausbau der Zusammenarbeit entsprechend den Aufgaben der gesellschaftlichen Entwicklung in beiden Ländern und den internationalen Erfordernissen."

„Von besonderer Bedeutung", so fuhr Erich Honecker fort, „ist dies im Hinblick auf die Meisterung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, vor allem auf die Entwicklung von Schlüsseltechnologien. Es ist entscheidend für die erfolgreiche Verwirklichung der Beschlüsse des XXVII. Parteitages der KPdSU und des XI. Parteitages der SED, für die Stärkung des Sozialismus und die Gewährleistung des Friedens. In diesem Zeichen standen auch die jüngsten Beratungen einer Partei- und Regierungsdelegation der DDR unter Leitung der Genossen Günter Mittag und Willi Stoph in Moskau, deren Ergebnisse wir mit tiefer Befriedigung aufnahmen und die den Kampfbund unserer Parteien, Staaten und Völker weiter festigen werden. Dies um so mehr, als durch die jüngsten Beschlüsse des Zentralkomitees der KPdSU eine Reihe von Maßnahmen getroffen wurden, welche dazu beitragen, die sozialistische Entwicklung des Sowjetlandes von allen Hemmnissen zu befreien, ihr insbesondere auf sozialökonomischem Gebiet neuen Aufschwung zu verleihen, die Macht und Stärke der UdSSR zu erhöhen. Der weiteren Tätigkeit der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft erschließt sich hier ein wichtiges Feld. Indem sie Inhalt und Perspektive unserer Zusammenarbeit erläutert und die Bereitschaft zu Höchstleistungen, die beiden Ländern Nutzen bringen, stimuliert, wird sie den Anforderungen der Gegenwart gerecht. Durch die Wahrnehmung der umfangreichen Möglichkeiten für Begegnungen der Menschen unserer Länder fördert sie das gegenseitige Verständnis, macht sie die Freundschaft zum unmittelbaren Erlebnis."

Worte des Dankes für die Auszeichnung mit dem höchsten Orden der DDR sprach Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Präsident der Freundschaftsgesellschaft. „Wir werten sie", so betonte er, „als große Anerkennung der Leistungen aller Funktionäre und Mitglieder, die in den 40 Jahren in der Freundschaftsorganisation wirkten, die aktiv beitrugen und beitragen, daß die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft jederzeit ihre Aufgaben in den vergangenen Jahren bis in die Tage der Gegenwart erfüllte und erfüllt. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß diese Auszeichnung durch Sie, Genosse Vorsitzender des Staatsrates, den Mitgliedern der Gesellschaft Ansporn sein wird, mit erhöhter Aktivität und Leistungen besonders auf politisch-ideologischem Gebiet beizutragen, die Beschlüsse des XI. Parteitages zu erfüllen, das sozialistische Vaterland weiterhin allseitig zu stärken, unablässig die Freundschaft mit der Sowjetunion zu vertiefen und mitzuwirken an der Lösung der Hauptaufgabe unserer Zeit, der Sicherung des Friedens."

Anschließend überreichte der Präsident Erich Honecker eine Kassette mit Briefen, in denen Vertreter aller Schichten und Altersgruppen von Erfahrungen und Aktivitäten in ihrer völkerverbindenden Arbeit berichten. Bei einem freundschaftlichem Beisammensein stießen Gastgeber und Gäste mit einem Glas Sekt auf neue Erfolge an. – Wenig später ein weiterer Grund zur Freude: Aus Moskau traf die Nachricht ein, daß das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR den Beschluß gefaßt hat, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft den „Orden des Roten Arbeitsbanners" zu verleihen…

Titelfoto:
Peter Meißner
Redaktionsschluß für dieses Heft:
30. 6. 1987



Erich Honecker empfing eine Delegation der Freundschaftsgesellschaft unter der Leitung ihres Präsidenten Erich Mückenberger. An dem Empfang im Staatsrat nahmen die Mitglieder des Politbüros Horst Sindermann und Hermann Axen teil.

Fotos: Detlev Steinberg (2), ZB/Mittelstädt

Was eine Kassette offenbart

Eine Kassette, das meint in des Wortes eigentlicher Bedeutung „Zierkästchen, verschließbares Behältnis, gut geeignet zur Aufbewahrung von Schmuck und anderen wertvollen Gegenständen". Nun, verschließbar war die Erich Honecker übereignete Kassette nicht, wozu auch, wertvoll und unserem Staatswesen zur Zierde gereichend jedoch ihr Inhalt allemal. Briefe lagen darin. FREIE WELT hatte Gelegenheit, in ihnen zu blättern.

Bunt und vielfältig schon das äußere Bild: Seiten, vollgeschrieben mit noch ein wenig steifer Jungen- oder Mädchenhandschrift, daneben sauber in die Maschine Getipptes, ordentlich mit gedrucktem Briefkopf und Stempel versehen. Beigefügt Aufnahmen in Farbe und Schwarzweiß, vom Arbeitsplatz am Schreibtisch oder in der Werkhalle. Manche der jugendlichen Schreiber hatten ihr Paßbild auf den Kopfbogen geklebt, als wollten sie sagen: Das bin ich, und so wie ich hier in die Welt gucke, stehe ich hinter unserer guten Sache!

Die Absender: Ein Querschnitt durch alle Schichten und Berufsgruppen unseres Volkes. Arbeiter, Ingenieure, Genossenschaftsbauern, Künstler, Soldaten, Handwerker... Mitglieder aller Parteien, Parteilose.

Die Herkunftsorte: Berlin und Bad Tennstedt, Grevesmühlen und Delitzsch, Cottbus und Altentreptow, Suhl und Schwerin, kaum eine Landschaft der DDR, die fehlte.

Die Aussage: Erlebte Freundschaft. Bilanzen, Ausblicke, Vorhaben, sowohl des einzelnen als auch großer Kollektive.

Da nehmen sich die Lehrlinge Dirk Lauth und Tobias Schietzelt vom Kombinat „7. Oktober" vor, ihre Ausbildung als Maschinenbauer mit Abitur erfolgreich abzuschließen, um später nach einem Hochschulstudium „den guten Ruf des DDR-Maschinenbaus zu stärken". Da erzählt Jens Seemann vom RAW Cottbus davon, wie sein Jugendkollektiv im durchgängigen Schichtsystem Dieselloks sowjetischer Bauart zuverlässig pflegt, wartet und repariert. Da erinnert der DSF-Vorstand des Kombinats VEB Carl Zeiss Jena namens seiner 23 000 Mitglieder an die weltbekannte Multispektralkamera, die beim derzeitigen sowjetischen Langzeitflug eine neue Bewährungsprobe im Kosmos absolviert, und verweist auf weitere bedeutende Gemeinschaftsprojekte bei der Einführung von Schlüsseltechnologien. Da berichten DSF-Mitglieder aus dem VEB ZEMAG Zeitz davon, wie ihr Betrieb zusammen mit Wolgozemmasch Togliatti einen neuartigen Raupendrehkran von 160 Tonnen Tragfähigkeit entwickelt. Hier wie in vielen anderen Briefen werden die weitreichenden Friedensvorschläge der Sowjetunion und die konsequente Friedenspolitik der DDR zum Anlaß für eigene ganz konkrete Überlegungen unter dem Motto „Mein Arbeitsplatz ist mein Kampfplatz für den Frieden" genommen.

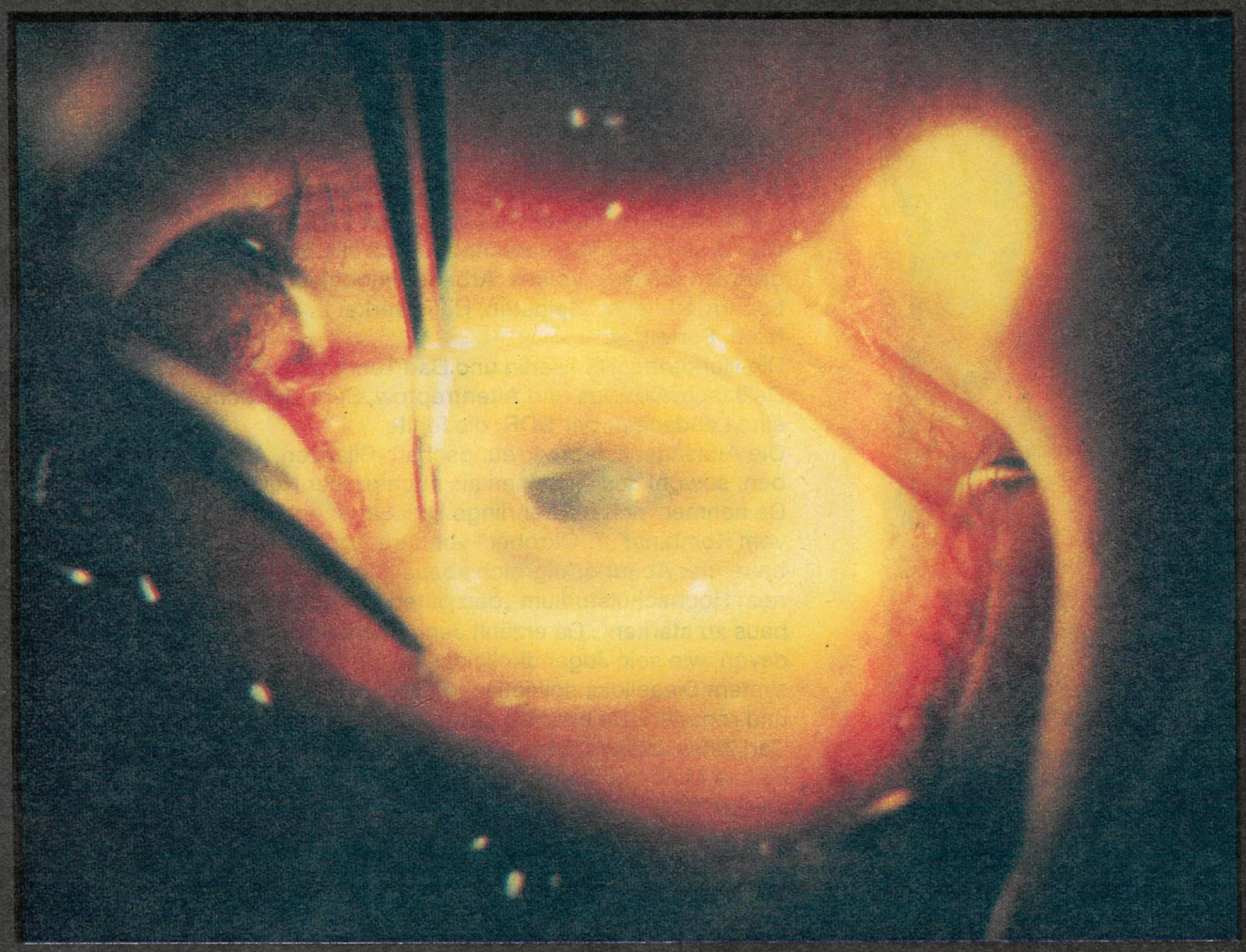
Immer wieder beziehen sich die Verfasser auch auf das Wirken Erich Honeckers. „In Kürze", so bemerkt die Schülerin Anke Brandenburg aus der Klasse 9c der Allende-Oberschule Berlin-Köpenick, „jährt sich zum 40. Male Ihr ‚Friedensflug nach dem Osten', mit dem Sie ein neues Blatt in der Geschichte friedlicher Beziehungen zwischen der sowjetischen und der deutschen Jugend aufgeschlagen, einen wichtigen Grundstein für das Heute unserer unzerstörbaren Freundschaft mit dem Lande Lenins gelegt haben."

Die Reihe der in der Kassette enthaltenen Bekenntnisse und Verpflichtungen ließe sich fortsetzen. Sie alle beweisen eines: Freundschaft ist bei uns kein leeres Wort. Generationen nun schon wachsen mit ihr auf.

Fritz Jahn

Im Moskauer Helmholtz-Forschungsinstitut für Augenkrankheiten besuchte FREIE WELT Professor Rosa Alexandrowna Gundorowa

Wenn es ums Auge geht...



Gut vierhundert Operationen jährlich bewältigt die Ärztin. Grauer und Grüner Star, Hornhaut-verpflanzungen ... Große Erfahrung und besonderen Erfolg aber hat sie beim Entfernen von Fremd-körpern aus dem Auge. Eingriffe, deren Zahl Jahr um Jahr anwächst. Gefährlich tief sitzt dann mitunter der winzige Splitter und stellt die geübte Chirurgin vor fast unlösbare Aufgaben. Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar (Text) und Detlev Steinberg (Fotos).

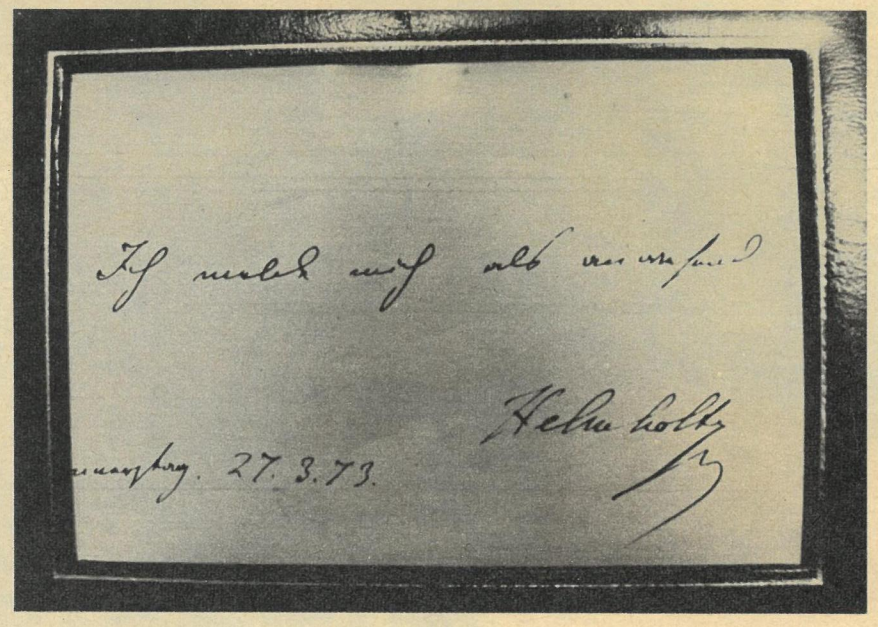
Wenn es ums Auge geht...

Eine von den vierhundert Operationen haben wir miterlebt. Erschöpft und zufrieden gesteht uns Professor Gundorowa, daß sie auch nach 26 Dienstjahren vor jeder Operation immer wieder starke innere Erregung fühlt. Inzwischen wissen wir, daß die Hoffnungen vieler Patienten auf ihr ruhen, die aus dem In- und Ausland an das Helmholtz-Forschungsinstitut für Augenkrankheiten geschickt werden. Endstation Sehnsucht ist diese Klinik dann. Ein großer Teil der Kranken war bereits in ihren Heimatstädten ein-, zwei- oder sogar dreimal erfolgslos operiert worden. So auch der kleine bulgarische Junge Atanas Grigorow. Ihm drohte Blindheit. Doch der Ärztin gelang es, den nur zwei Millimeter von der Netzhaut entfernt sitzenden Fremdkörper herauszuholen. Unser Foto auf Seite 8 (unten) zeigt es genauer.

Fenster zur Welt

Professor Gundorowa leitet heute an der ältesten und ehedem einzigen Moskauer Augenklinik die Abteilung Verletzungen des Sehorgans, Wiederherstellungschirurgie und Augenprothetik. Operationen des Grauen Stars (Katarakt) und des Grünen Stars (Glaukom) gehören ebenso zu ihren Arbeitsgebieten wie Hornhautverpflanzungen. Doch besonderen Erfolg hat sie bei der Behandlung von Augenverletzungen. Diese nehmen in den letzten Jahren vor allem im Haushalt zu. Schuld daran ist oft der leichtsinnige Umgang mit Schlagmühlen, Siphons, Schnellkochtöpfen und chemischen Substanzen. Auch werden die Verletzungen immer komplizierter, weil zunehmend Glassplitter und heiße Fremdkörper ins Auge dringen, die dann auch noch wie Säure wirken.

„Operationen verletzter Augen sind besonders schwer", erklärt Professor Gundorowa. „Wir kommen uns vor wie Kriminalisten, ist doch das Finden und Entfernen von Krampen, Geschossen aus Fundmunition, Projektilen von Luftgewehren ähnlich nervenaufreibend wie die Suche nach Verbrechern." Vor allem nichtmagnetische Fremdkörper – und das sind die meisten – stellen den Arzt vor große Probleme. Starke Magneten mit unterschiedlich geformten Ansätzen versagen. Es gehören schon eine tüchtige Portion Erfahrung und Intuition dazu, den Splitter zu entfernen und zugleich dem Patienten das Sehvermögen möglichst wenig zu beeinträchtigen. So wie es auf der Welt keine zwei gleichen Augen gibt, gleicht keine Verletzung der anderen. Jeder „Fall" ist einmalig, erfordert mitunter blitzschnelle Entscheidungen, um dem Kranken



„Ich melde mich als anwesend", verkündet dieses Faksmile einer Handschrift von Hermann Helmholtz. Der deutsche Gelehrte lebte von 1821 bis 1894.

das so wichtige „Fenster zur Welt" zu erhalten.

Rosa Gundorowa hat ausgerechnet, daß sie bisher etwa 10 500 Patienten operierte. Welch ein Schatz an Berufserfahrung! Ihre Erkenntnisse kommen jetzt auch anderen Fachkollegen über ihr Buch „Rekonstruktive Augenchirurgie" zugute. 1985 ehrte man sie dafür mit dem Awerbach-Preis, der in der Sowjetunion für die beste wissenschaftliche Leistung in der Augenheilkunde vergeben wird. (Akademiemitglied Professor Michail Awerbach – der Nestor der sowjetischen Ophthalmologen – gehörte 1935 zu den Gründern des Moskauer Helmholtz-Instituts am Gartenring.)

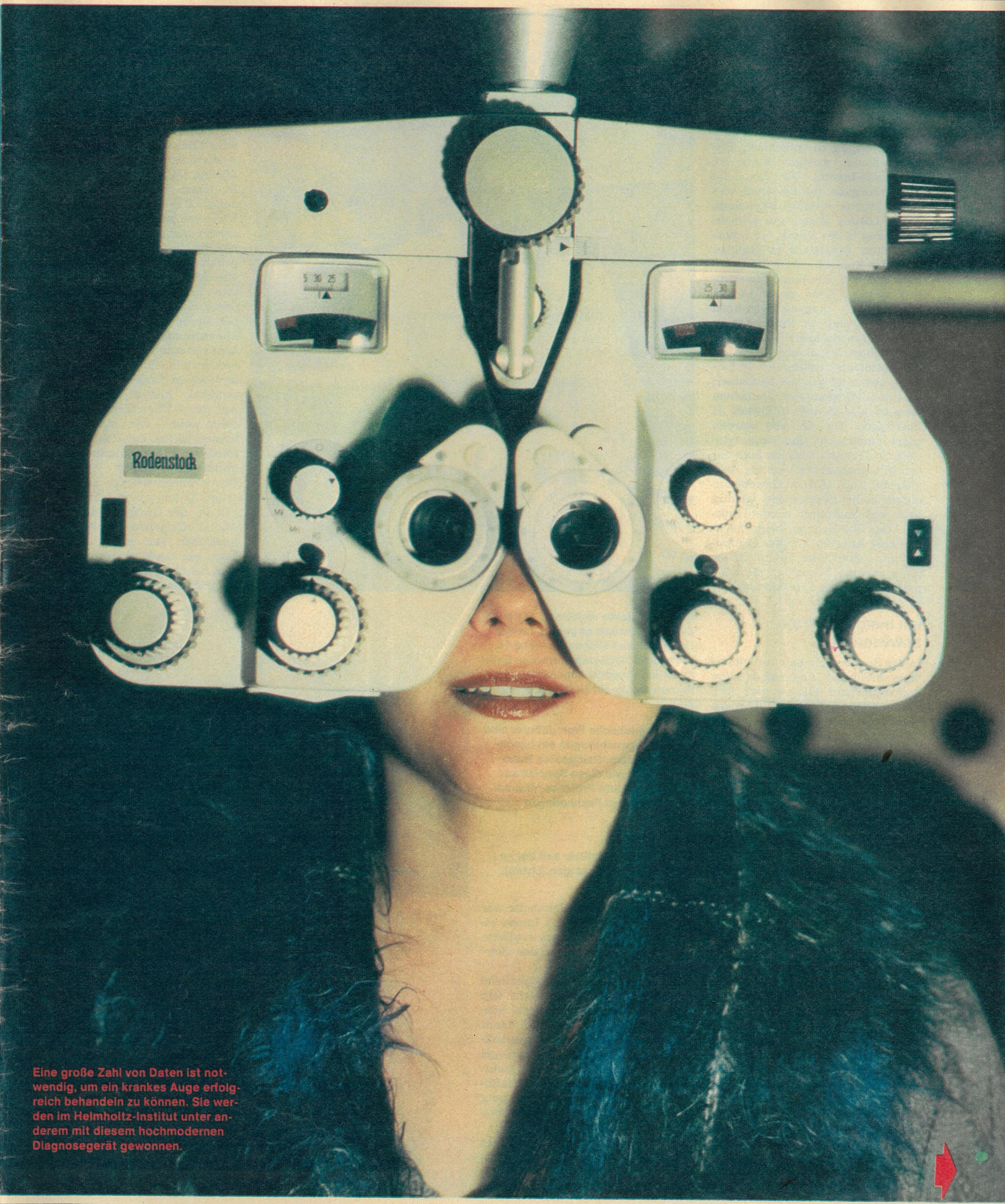
Weil Rosa Gundorowa weiß, wie wichtig für den Augenchirurgen geeignetes „Handwerkszeug" ist, erfand sie mit einem Kollegen aus der BRD Spezialzangen zur Entfernung von Fremdkörpern. Einige davon sind auf der Seite 8 zu sehen. Ebenso ist es mit ihr Verdienst, daß die Ärzte des Helmholtz-Instituts heute eine neuartige Garnitur von Instrumenten mit Lichtleitern besitzen. Dazu gehört ein Skalpell mit „Innenleben". In das Operationsmesser ist eine Optik aus feinsten Glasfasern eingebaut. Diese leiten die Lichtwellen im Skalpell direkt an die zu operierende Stelle. Der Arzt hat also sozusagen am Schnitt eine winzige Zusatzlampe, die ihm hilft, genau zu arbeiten. Derartige Spezialgeräte sind, nach Auskunft der Chirurgin, bisher nur in der Sowjetunion im Einsatz.

Auch er kann wieder sehen, ein 23jähriger Armenier, der von Professor Gundorowa erfolgreich operiert wurde.

Märchen der Medizin

In Biographien großer Naturwissenschaftler, Physiker, Biologen liest man immer wieder, daß sie schon von Kindesbeinen an eine Berufung zu ihrem späteren Fach in sich fühlten. Wie war das bei einer solch begabten Ärztin wie Professor Gundorowa? Spürte sie ebenfalls schon frühzeitig den Hang, Medizin zu studieren? Ein wenig verlegen lächelnd, bekennt sie: „Lange konnte ich mich nicht entscheiden, welchen Beruf ich ergreife." Der Vater, selbst begeisterter Slawist, riet ihr, Philologin zu werden, die Mutter empfahl, Fremdsprachen zu erlernen. „Ich aber entschloß mich zum Medizinstudium, das ich zunächst ohne großen Erfolg betrieb." Und sie gesteht, einige Prüfungen sogar wiederholt zu haben. Das änderte sich jedoch schlagartig: Ihr Vater hatte ein Augenleiden, erblindete langsam. In Odessa durfte die Studentin Rosa bei seiner Operation dabei sein, die der berühmte sowjetische Augenarzt Professor Wladimir Petrowitsch Filatow vornahm. Hier erlebte sie eine Hornhautverpflanzung, dieses „Märchen der Medizin". Nun stand für Rosa Gundorowa fest – sie mußte unbedingt Augenarzt werden, selbst diese großartige Operation ausprobieren. Seither hatte sie dazu reichlich Gelegenheit. Als wir sie das erste Mal trafen, kam sie gerade von einem solchen Eingriff an einem drei Monate alten Säugling.

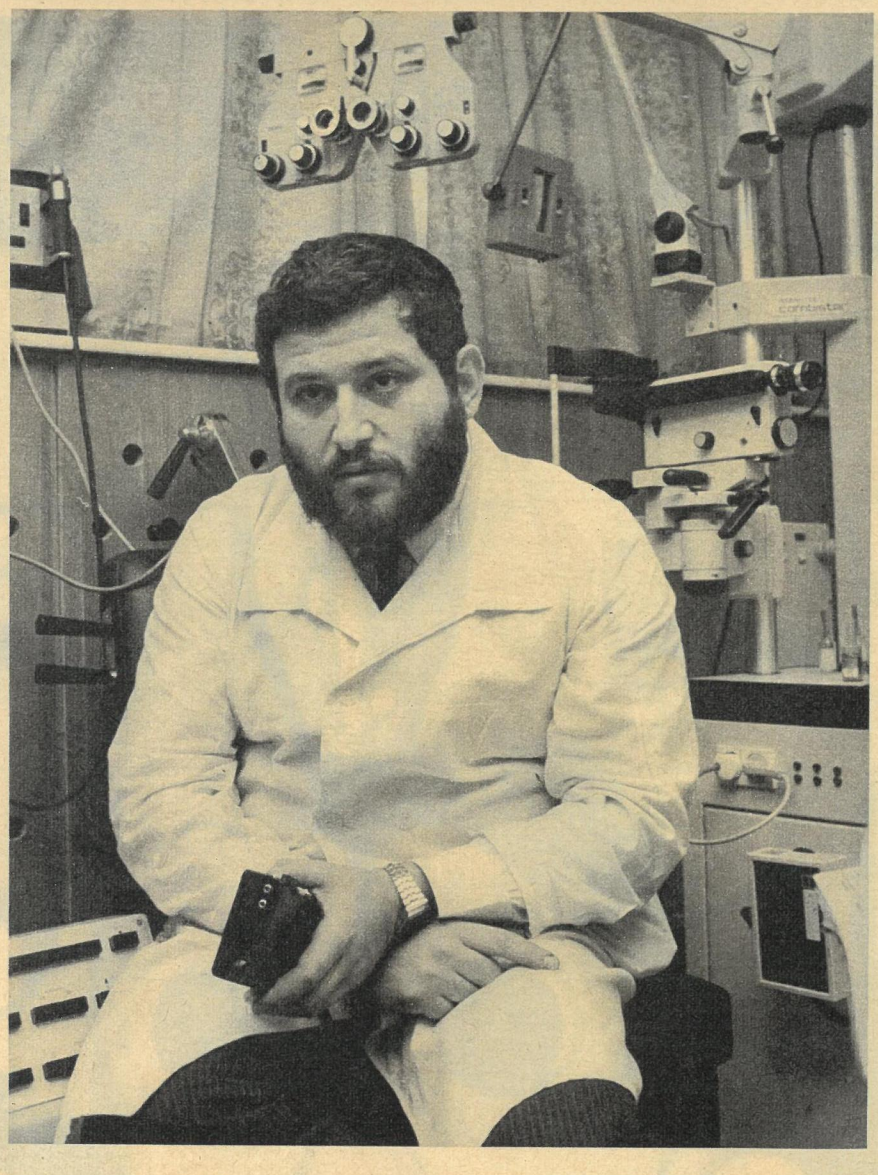
Die Hornhaut, dieses etwa 12 Millimeter große durchsichtige Fensterchen, ist ein äußerlich sichtbarer Teil des Auges. Sie gewährt den Lichtstrahlen Einlaß in unser Sehorgan. Ist die Hornhaut durch Krankheit getrübt oder verletzt, erblindet man praktisch. Etwa 40 Millionen Menschen auf der Erde droht dieses Leiden. Vielfach hilft dann nur noch die Hornhautverpflanzung, Keratoplastik genannt. Mit Nylonfäden, dünner als ein Frauenhaar, wird dabei eine neue durchsichtige menschliche Hornhaut festgenäht, um das Sehvermögen wiederherzustellen. Wo eine Organtransplantation nicht mehr möglich ist, versucht man seit etwa 20 Jahren mit durchsichtigem Kunststoff, einer „Keratoprothese", zu helfen. Woher man die neue menschliche Hornhaut nimmt, wollen wir wissen. Sie stammt meistens von kurz zuvor tödlich Verunglückten. In der UdSSR gibt es einen speziellen Dienst, der allein be-



Eine große Zahl von Daten ist notwendig, um ein krankes Auge erfolgreich behandeln zu können. Sie werden im Helmholtz-Institut unter anderem mit diesem hochmodernen Diagnosegerät gewonnen.

Wenn es ums Auge geht...

rechtigt ist, Gewebe und Organe von Unfalltoten nach strengen biologisch-medizinischen und ethischen Normen zu entnehmen. Ein Spezialdienst existiert auch im Helmholtz-Institut. Er holt die Spenderorgane, die bei etwa vier Grad Celsius in einer physiologischen Lösung liegen, auf schnellstem Weg in die Klinik zur Transplantation. Spätestens 24 Stunden nach der Entnahme muß die Hornhaut auf den Empfänger übertragen werden. Doch zuvor ist bei bestimmten Augenverletzungen noch eine Reihe von Problemen zu lösen. Der menschliche Körper will das fremde Organ abstoßen. Um die Abstoßungsreaktion zu verhindern, bemühen sich die Mediziner, möglichst Organe mit ähnlichem Gewebe, also ähnlichem Eiweiß, zu übertragen. Die Gewebe werden zuerst untersucht und dann typisiert. Die Prozedur könnte man mit der Blutgruppenbestimmung vergleichen, nur daß beim Gewebe ungleich mehr Bestandteile wichtig sind und analysiert werden müssen. Das übernehmen heute hochmoderne Anlagen, wie das Computergerät „Softa" im Helmholtz-Institut, das die passenden Gewebepartner aussucht. Erst dann kommt es zur Transplantation.



Ich melde mich als anwesend

In der Sowjetunion gab und gibt es viele berühmte Augenärzte. Von Awerbach und Filatow war hier schon die Rede. Und doch trägt das erste Moskauer Forschungsinstitut für Augenkrankheiten den Namen jenes Mannes, den Lenin als „eine der größten Kapazitäten in der Naturwissenschaft" verehrte. Auch im Arbeitszimmer von Professor Gundorowa hängt neben einem Foto von Hermann Helmholtz ein in Leder gerahmtes Faksimile seiner Handschrift. „Ich melde mich als anwesend", steht da über dem Datum vom 23. 3. (18)73 in für uns heute schwer lesbarem Sütterlin. Wollte Helmholtz mit diesem Zettel irgendwo sein Dasein dokumentieren? Wir wissen es nicht genau. Bekannt hingegen ist, daß der vielseitige deutsche Gelehrte des 19. Jahrhunderts wichtige Entdeckungen in sieben wissenschaftlichen Disziplinen machte. Am populärsten wurde er durch den 1850 von ihm entwickelten Augenspiegel. Zufällig war Helmholtz beim Vorbereiten seiner Vorlesungen, er lehrte an der Universität Königsberg, auf das Problem gestoßen, wie man das Augeninnere beleuchten und beobachten kann, ohne sich selbst zu blenden. Sein Augenspiegel löste die Frage so genial wie einfach. Er ermöglicht, den sonst dunklen Augenhintergrund durch die Pupille hindurch zu sehen. Helmholtz war der erste, der damit das Innere eines menschlichen Auges erblickte – die feinen Blutgefäße, den Sehnerv, die Netzhaut.

Helmholtz und der volkstümliche Berliner Augenarzt Albrecht von Graefe, der den Augenspiegel konsequent anwandte, machten damit eine Revolution in der Augenheilkunde möglich. Der Augenspiegel fehlt heute in keiner Praxis mehr. Er trug dazu bei, die wissenschaftlichen Grundlagen dieser Richtung der Medizin stärker herauszuarbeiten.

Ein Fachkollege schenkte Rosa Gundorowa das Foto und das Faksimile von Helmholtz. Ob er damit hatte andeuten wollen, daß auch sie sich mit ihren wissenschaftlichen und medizinischen Erfolgen „als anwesend" gemeldet hat?

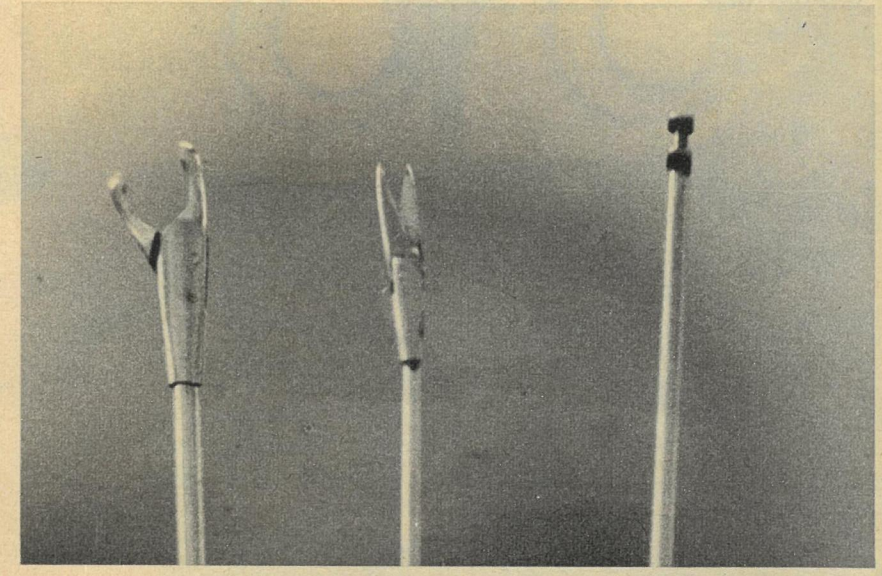
Hoffnung auf Licht

„Den wahren Meister seines Fachs erkennt man daran, wie er mit unerwarteten, unvorhergesehenen Situationen, Komplikationen fertig wird." Das schrieb der bekannte sowjetische Ophthalmologe Professor Michail Michailowitsch Krasnow. In hohem Maße trifft dieser Satz auf die Behandlung von Augenverletzungen zu. Es gibt Operationen, wie die eines Grauen Stars, bei denen die einzelnen Schritte des Vorgehens seit vielen Jahren festliegen. Mir entfährt das Wort „Routine". „Diesen Ausdruck", und Professor Gundorowa blickt mich dabei streng an, „lieben wir nicht. Ebensowenig mögen wir es, wenn man von standardisierten Operationen spricht. Die Fremdkörperentfernung ist tatsächlich etwas Besonderes. Immer wieder erleben wir dabei Überraschungen, selbst dann, wenn – wie üblich – die Patienten vorher mit Röntgen, Ultraschall und Computertomographie untersucht wurden."

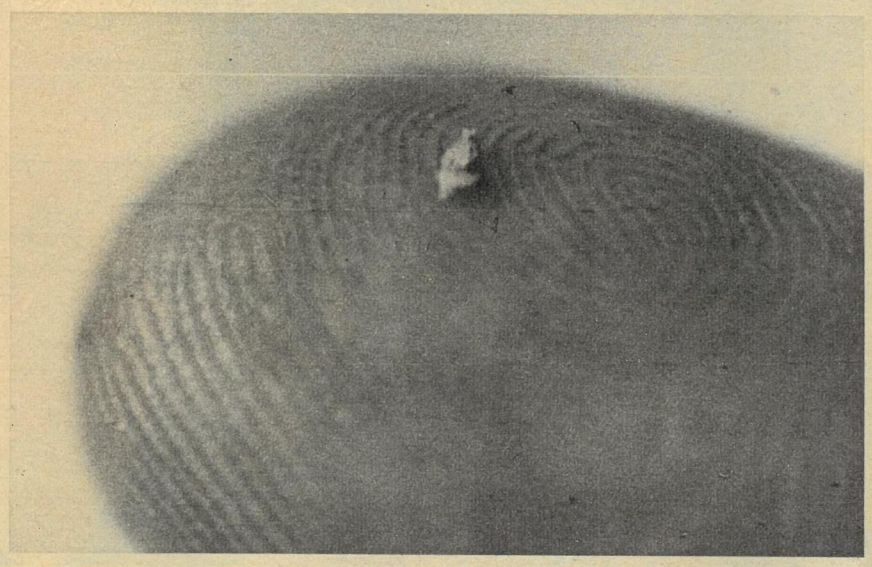
Davon haben wir uns selbst überzeugt. Daten aus der Technik liegen bei der Operation des kleinen Atanas Grigorow in Reichweite. Zusätzlich war neben dem OP-Tisch ein Gerät eingeschaltet, mit dem man am Monitor während des Eingriffs das Vorgehen im Augen-

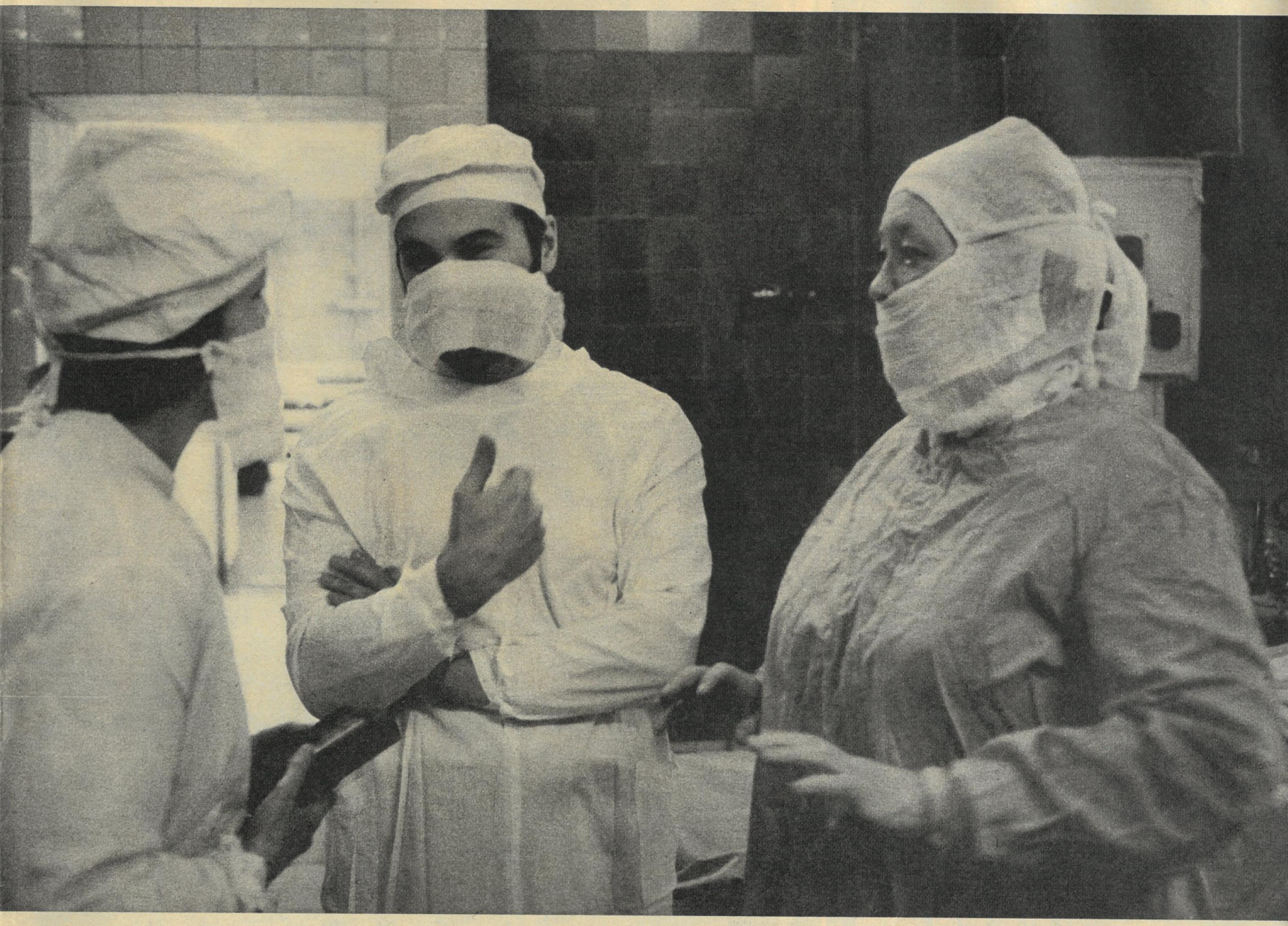
Die chirurgische Abteilung, der auch Dr. Igor Brikmann angehört, ist das Herzstück des Helmholtz-Instituts. In anderen Abteilungen werden Sehfehler bei Kindern, Augenkrebs und Erkrankungen der Netzhaut behandelt.

Nichtmagnetische Fremdkörper sind für den Augenchirurgen ein besonderes Problem. Geeignetes Handwerkszeug, wie diese Spezialzangen, entwickelte Professor Gundorowa mit einem Fachkollegen (Mitte).



Dieser winzige Splitter saß tief im Auge des kleinen Jungen (unten).





Vermummte Reporter und eine berühmte Ärztin. Nach einem anstrengenden Operationstag gab Prof. Gundorowa (rechts) noch im OP-Saal den Journalisten der FREIEN WELT ein Interview.

inneren miterleben konnte. Es werden alle Maßnahmen getroffen, daß der Splitter im Glaskörper des Auges nicht verrutscht und verlorengeht. Als nach 20 Minuten der Fremdkörper endlich auf der Fingerkuppe der Schwester liegt, nimmt er sich geradezu winzig aus. Schwer vorstellbar, dadurch zu erblinden.

Noch während der Operation zeigte man uns ein Album. Statt der erwarteten Fotos Krampen, bis zu einen Zentimeter große Teile von Fundmunition, Glas-, Metall-, Plastsplitter unterschiedlichster Art und Größe. Säuberlich in Klarsichtfolie verpackt und beschriftet. Eine Dokumentation von Schicksalen, aufbewahrt für wissenschaftliche Zwecke.

Inwieweit die Patienten nach einer solchen Operation ihr Sehvermögen wieder erlangen, wollte ich wissen. Die Gegenfrage kam prompt. Was ich denn unter Sehvermögen verstehe? Und Professor Gundorowa erzählte mir von Klinikpatienten, die auf dem einen Auge nichts sahen und auf dem anderen nur zwei Prozent. Was es für sie bedeute, wieder soviel zu sehen, um sich allein, ohne fremde Hilfe, in ihrer Wohnung zu orientieren! Oftmals ist es schon ein großer Fortschritt, einem Kranken mit elf Prozent Sehvermögen zu fünfzehn Prozent zu verhelfen.

Wie dankbar die Patienten dem Arzt sind, spürten wir bei dem jungen Armenier Ametik Michailowitsch Nersessow. Schon als Junge hatte er nur eins im Sinn gehabt: Autos zu reparieren. Die Autoschlosserlehre, die er aufnahm, war die Erfüllung seiner Wünsche. Und er beschäftigte sich selbst in der Freizeit mit Reparaturarbeiten. Als er mit dem Hammer einen Kotflügel ausbeulte, sprang ihm ein Splitter ins Auge. Doch erst nach achtzehn Stunden ging er zum Arzt. Zu spät! Den Splitter konnte man in Tbilissi zwar entfernen, doch das Sehvermögen schwand immer mehr. Um wenigstens das Auge als Organ zu erhalten, schickte man ihn ans Moskauer Helmholtz-Institut. Er hatte großes Glück. Am 4. Dezember operierte ihn Professor Gundorowa. Zehn Tage danach konnte er schon wieder Silhouetten erkennen, die Finger zählen, erzählte er uns. Für ihn steht nun hundertprozentig fest, daß sein Auge erhalten bleibt und er sehen wird – natürlich mit einer Brille. Nur seine geliebte Schlosserlehre wird er an den Nagel hängen müssen.

Der wunderbare Strahl

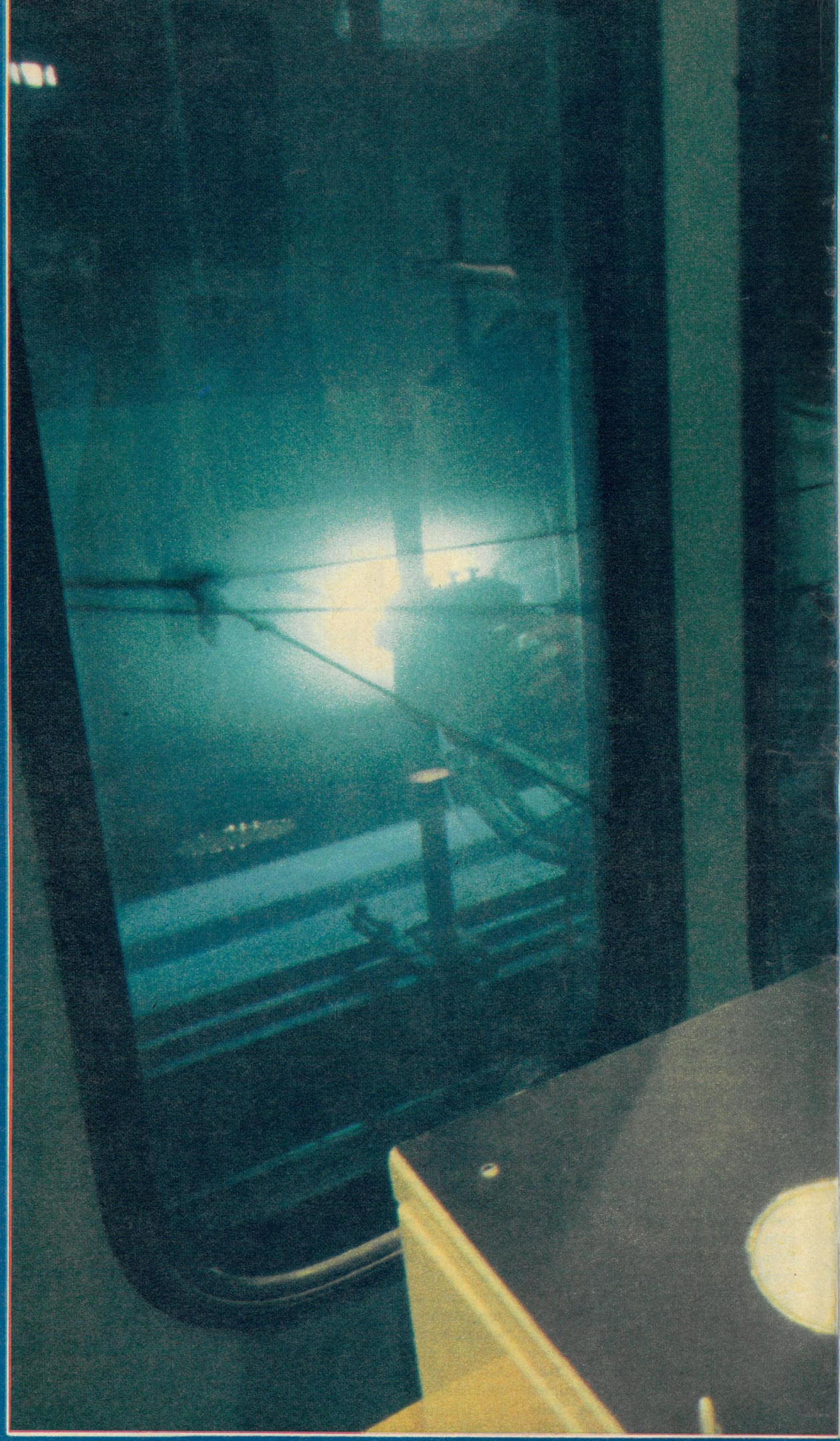
So haben Wissenschaftler den Laser genannt, der ja erst vor zweieinhalb Jahrzehnten gefunden worden ist. Wunderbar, weil er zu so vielem taugt. Unter den Medizinern waren die Augenärzte die Vorreiter bei seiner Anwendung. Sie hefteten mit dem Laserstrahl eine sich ablösende Netzhaut wieder am Augenhintergrund an – eine Operationsmethode, heute nicht mehr wegzudenken. Es lag also nahe, auch unsere Spezialistin für Augenchirurgie nach ihrer Arbeit mit Lasern zu fragen. Doch sie reagierte recht gelassen und meinte, beim Entfernen von Fremdkörpern können Laser mitunter hilfreich sein, beispielsweise, um sich leichteren Zugang zum Splitter zu verschaffen. Es ginge aber – bei genügend großem handwerklichen Geschick – auch ohne Laser. Mit einer Ausnahme! Mit dem Laser „nietet" man solche Fremdkörper an, die bei einer Entfernung mehr Schaden anrichten würden. Besteht also Gefahr, daß das Auge verlorengeht, läßt man den Fremdkörper im Sehorgan. Die Ärzte schaffen so mit den energiereichen Strahlen eine Barriere im Auge, um weitere Schäden zu vermeiden. Beschwerden oder Ausfälle beim Sehen treten dabei kaum auf. Das Moskauer Ärzteteam um Frau Professor Gundorowa leistet Pionierarbeit auch in dieser Richtung.

Wieviel Anstrengung, Erfahrung, Technik ist notwendig, um Schäden am Auge zu beheben, die oft mit etwas Vorsicht vermeidbar wären. Etwa 90 Prozent aller Informationen über die Umwelt vermittelt uns das Auge. Lohnt es sich da nicht, dieses Organ „wie einen Augapfel zu hüten"?

Foto Seite 7: Volkmar Billeb

Hinter den Schutzscheiben der Plasmabeschichtungsanlage wird jeder Platten-, Gummi- und Druckzylinder unserer Maschinen entscheidend veredelt. Mit 20 000 Grad tragen die Brenner ein Aluminium-Titan-Oxyd auf seine Oberfläche auf. Es macht das Herzstück der Druckmaschine abriebfest und korrosionsbeständig. Ein Arbeitsgang von vielen, der für den anerkannt guten Namen von PLANETA sorgt. Was kann unsere Bogen-Offsetdruckmaschine heute? Wir bieten sie unseren Kunden als Ein- bis Achtfarbenmaschine an – nach dem Baukastensystem gefertigt. Sie ist in der Lage, während eines Bogendurchlaufs den Bogen zu wenden, ihn also beidseitig zu bedrukken. Sie kann sowohl Dünndruckpapier als auch stärksten Karton bearbeiten, ja, unter bestimmten Voraussetzungen sogar Blech. Sie kann verschiedene Lackier- und Trocknungsverfahren ausführen. Selbstverständlich wird die Maschine mikroelektronisch gesteuert, was ihre Bedienung leichter, ihr Einrichten wesentlich schneller und ihre Druckqualität konstanter macht. Vor nicht geraumer Zeit verkauften wir die größte Bogen-Offset-Maschine, die jemals gebaut wurde, nach New Haven in den USA – ein System mit zehn Druckwerken. Unsere Erzeugnisse sind in 60 Ländern der Erde gefragt. Doch darf uns das keinen Tag in Ruhe wiegen. Die Konkurrenz schläft nicht. Wenn ich ein Spitzenerzeugnis herstellen will, muß ich zuerst das Spitzenniveau kennen, muß die verschiedenen Anwenderbedürfnisse auf dem internationalen Markt studieren, muß zehn bis fünfzehn Jahre vorausschauen können. Daraus ergibt sich die Marschroute für mein konkretes Handeln, für das meines Kollektivs. Und die Anforderungen steigen. Selbst bei einer neu geschaffenen Maschine geht es darum, ihren Gebrauchswert ständig zu erhöhen. Und ein Spitzenprodukt verlangt in der Herstellungsphase eine Spitzentechnologie. Neue Wirkprinzipien, Schnelligkeitsgewinn und höhere Genauigkeit sind nur noch mit Hilfe von Mikroelektronik, hochmoderner Meßtechnik, automatisierten Fertigungsabschnitten und anderen Schlüsseltechnologien zu erreichen. CAD/CAM-Arbeitsstationen, eine gute Errungenschaft, ebenso wie der flexibel automatisierte Betrieb in den neunziger Jahren. Doch dies durchzusetzen bedarf der täglichen Mühe, jeden vom PLANETA-Kollektiv – vom Entwicklungsingenieur bis zum Facharbeiter, vom Technologen bis zum Außenhändler – darauf einzustellen. Lernbereitschaft ist gefragt, Engagement, Neuerergedanken, patentreife Ideen (immerhin sind es bei uns jährlich bis 45 pro 100 wissenschaftlich-technische Kader). Und mehr! Es gilt, die über hundert Zulieferer ebenfalls zu bewegen, unser Erneuerungstempo von 40 Prozent und mehr mitzugehen. Auch reicht allein unser Wissen heute nicht aus. Wir vertiefen und vervielfältigen es durch enge Wissenschaftskooperation, so mit der Akademie, der TU Dresden oder Robotron. Und schließlich durch direkte Zusammenarbeit über Ländergrenzen, wie wir sie seit Jahren mit dem Druckmaschinenbetrieb in Andropow/UdSSR praktizieren. Schöpferische Partnerschaft, deren Ergebnis sich letztendlich in der gemeinsamen Entwicklung bestimmter Aggregate und einer vervollkommneten Technologie niederschlägt. Ich unterstreiche: Auf jedermann kommt es an. Unsere Arbeit wird täglich interessanter und komplizierter, sie muß zugleich aber auch immer dem Menschen Erleichterungen bringen. Gute Arbeit soll sich für den auszahlen, der sie vollbringt.

Obering. Norbert Dittmann, Betriebsdirektor VEB POLYGRAPH Druckmaschinenwerk PLANETA, Radebeul



Bilder und Standpunkte

Druck-

Foto: Lothar Willmann

Sache Marke PLANETA

● Wörtlich

Man stelle sich vor, wenn wir alle schöpferischen Ressourcen, die wir gegenwärtig für die Erfindung neuer Machtspiele und größerer und besserer Waffen einsetzen, auf die Abrüstung umorientierten! Welche Wunder könnten wir erreichen, welche neuen Wahrheiten, welche unentdeckten Sphären der Schönheit!

Leonard Bernstein, USA; Komponist, Dirigent, Pianist

● Kurz berichtet

Im Zentrum von Kiew ist rund um den Kreschtschatik mit Rekonstruktionsarbeiten begonnen worden. An dem dafür erarbeiteten Programm, das Bestandteil des neuen Generalbebauungsplanes ist, wirkten 40 Forschungs- und Projektierungseinrichtungen mit.

Eine heiße Quelle mit einer Ergiebigkeit von 20 Litern pro Sekunde, die eine wärmeenergetische Leistung von nahezu vier Megawatt bietet, erschlossen Geologen in der Nähe der Gemeinde Benešová in der mittleren Slowakei. Es ist die erste erfolgreiche geothermale Bohrung in diesem Gebiet.

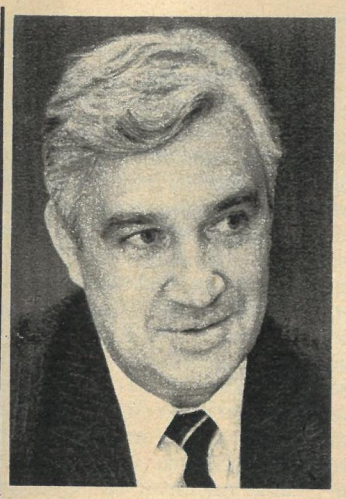
Physiker der Akademie der Wissenschaften der UdSSR stellten fest, daß der Laserstrahl viel schneller als der Schall Objekte unter Wasser und sogar im Bodenschlamm finden kann. Da der Laserstrahl ein höheres Auflösungsvermögen hat, können beispielsweise gesunkene Schiffe mit seiner Hilfe doppelt so schnell gefunden werden.

Diese Grafik, die wir der „Phjòngjang Times“ entnahmen, ist als Plakat zur Vorbereitung der 13. Weltfestspiele der Jugend und Studenten gedacht, die unter der Hauptlosung „Für eine neue Welt ohne Atomwaffen“ im übernächsten Jahr in der koreanischen Hauptstadt durchgeführt werden.

Nachwuchs für die Trasse

„... ich denke, nun reicht's mit der Theorie. Laßt uns hinfahren und die Trasse selbst erleben.“ Andreas Schlegel, junger Kranfahrer aus Borna (Foto unten, 3. von rechts), konnte seine Ungeduld nicht mehr zügeln. „Vor knapp zwei Jahren hatte sich ein Kollege von mir für die Arbeit beim Erdgasleitungsbau in der Sowjetunion beworben. Dann hat er Manschetten bekommen und trat zurück. Da hab ich gedacht: Mensch, eigentlich wär sowas doch was für dich.“ Nun gehört er zu den 30 künftigen Trassenbauern, die sich zum Sommeranfang, nachdem sie einen Vorbereitungslehrgang beendet hatten, zum Erfahrungsaustausch trafen und in gemütlicher Runde im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur mit erfahrenen Trassenbauern, Genossen des Partei- und des FDJ-Stabes der Erdgastrasse sowie mit den sowjetischen Gastgebern des Hauses und Freunden des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft sprachen. Nachwuchs ist gefragt an der Trasse. Immerhin arbeiten seit 1982 mehrere tausend junge Arbeiter aus der DDR auf den Baustellen. Zur Zeit sind es etwa 13 000, die zwischen Karpaten und Ural – vor allem im Gebiet Perm – beim Bau von Ferngasleitungen, Verdichterstationen, beim Bau von Wohnungen und anderen Einrichtungen links und rechts der Rohre beschäftigt sind. Viele von ihnen kehren nun nach Hause zurück. Diese Lücken wollen die Neuen schließen. Gut 2000 „frische“ Trassenbauer sind in der ersten Hälfte dieses Jahres bereits in die Sowjetunion gefahren. Manche von ihnen sofort ins Trassen-Neuland. Denn neue Standorte wie Otschjor oder Dobrijanka im Ural warten auf Zuwachs. Nicht nur qualifizierte E-Schweißer für den Rohrleitungsbau werden gebraucht, auch Kranfahrer, Maurer oder Betonfacharbeiter, Zimmerleute und Berufskraftfahrer mit Erfahrungen im Schwerlasttransport, auch versierte Köche oder erfahrene Sekretärinnen. Arbeit gibt es genug. Allein an Rohrleitungen sollen in diesem Jahr noch 197 Kilometer verlegt werden. Und bis zum Jahre 1993 – so wurde im Regierungsabkommen festgehalten – sollen es insgesamt 1350 Kilometer werden. Dazu kommen 32 Verdichterstationen und 6500 Wohnungen, einige Industriebetriebe und Gesellschaftsbauten. Diese Bauleistungen tragen letztendlich dazu bei, unsere Bezüge an Erdgas aus der Sowjetunion zu sichern. Von 1986 bis 1990 werden 36 Milliarden Kubikmeter dieses wichtigen Rohstoffes in unsere Republik fließen. Es hat sich in unserem Lande herumgesprochen, daß die Arbeit in der Sowjetunion gerade für junge Arbeiter sehr interessant ist. Manch einer weiß jedoch nicht, wie er den Weg auf eine der Trassenbaustellen finden kann. Der einfachste Weg führt über die FDJ-Leitung des Betriebes oder die Kreisleitung der FDJ. Hier kann sich jeder um eine Delegierung bewerben. Auch in den Bezirksberatungszentren für Zentrale Jugendobjekte kann man sich über die Erdgastrasse informieren. Indes, wie schon Andreas Schlegel sagte: „... die Trasse muß man selbst erleben!“ *Hajo Obuchoff*

Fotos: Detlev Steinberg und Detlef Christel



Moby Dicks Chance

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. Wjatscheslaw Zilanow, Leiter der Abteilung für Internationale Beziehungen des Ministeriums für Fischwirtschaft der UdSSR.

Am 20. Mai dieses Jahres kehrte die sowjetische Walfangflotte von ihrer endgültig letzten Fahrt aus der Antarktis nach Odessa heim. Was hat Ihr Land zu diesem Schritt veranlaßt?

Die UdSSR hatte vor zwei Jahren auf der Session der Internationalen Walkommission ihren Entschluß verkündet, als Beitrag zum Schutz der lebenden Naturressourcen des Weltozeans und zum Erhalt des ökologischen Systems in den Walgebieten ab 1987 den Fang einzustellen. Doch auch ökonomische Gründe spielten dabei eine Rolle: Die Bedeutung des Walfangs für die Ernährung und für anderweitige industrielle Verarbeitung war in den letzten Jahren spürbar zurückgegangen. Nach 1945, als wir den Fang in der Antarktis aufnahmen, konnte Walfleisch in bestimmten Gebieten des Landes noch kriegsbedingte Ernährungslücken schließen helfen…

Als die Walfänger jetzt in Odessa festmachten, soll es nicht nur Freudentränen gegeben haben…

…was ich verständlich finde. Es ist gut und schön, daß der Wal als Art am Leben bleibt. Aber es ist auch ein wenig traurig, daß ein jahrtausendealter Beruf ausstirbt! Natürlich, unsere Walfänger sind sozial sichergestellt, „steigen um" auf die Fischfangflotte. Aber wer einmal auf Wal ging, der wird sich nun wundern, wie klein hingegen so ein Hering ist.

Ist für die Verminderung der Walpopulation in den Weltmeeren allein der Fang verantwortlich?

Sicher nicht. Auch der allgemeine ökologische Zustand des Weltozeans, seine schlechte Gesundheit, spielen dabei eine wesentliche Rolle. Nehmen Sie zum Beispiel die Ostseerobbe: Seit 20 Jahren wird sie nicht mehr gejagt, also hätte sie doch ihren ursprünglichen Bestand wieder erreichen müssen. Das ist aber nicht geschehen. Untersuchungen ergaben, daß die weiblichen Tiere erheblich später oder gar nicht geschlechtsreif wurden.

Können Parallelen zu den Walen gezogen werden?

Ja, der jüngste Massensuizid von 1000 Bartenwalen an der brasilianischen Küste läßt Vergleiche zu. Man hat ihn mit Navigationsstörungen zu erklären versucht. Gewiß kann es krankhafte Abweichungen bei einzelnen Tieren geben – solche Fälle sind der Wissenschaft durchaus bekannt. Aber nicht bei 1000! Auch hier zeigten weibliche Tiere mangelnde Geschlechtsreife. Die Hauptquellen der Meeresverschmutzung – Luftverschmutzung und eingeleitete Schadstoffe – muß man künftig noch konsequenter unter die Lupe nehmen. Wir sind dazu bereit…

Nun heißt Beendigung des Walfangs in der Antarktis zu industriellen Zwecken wohl nicht, daß die Sowjetunion generell den Walfang einstellt?

Die Internationale Walkommission und ihr wissenschaftliches Komitee haben den Lebensbedürfnissen zweier kleiner Völkerschaften, der Tschuktschen und der Eskimos in der UdSSR und der Eskimos in Alaska, Rechnung getragen, die ohne Walfleisch für ihre Ernährung und Gesunderhaltung nicht auskommen. Streng nach den Empfehlungen der Wissenschaftler wird jedes Jahr eine Fangquote ausschließlich für Grauwale festgelegt. In diesem Jahr dürfen insgesamt 169 Tiere von uns und den USA aufgebracht werden.

Heißt das, daß damit alle Bedürfnisse gedeckt sind?

Im Prinzip ja. Doch es gibt zwei Gruppen, die noch nicht so richtig wissen, wie sie ohne Wale auskommen sollen: Pariser Parfümhersteller, die mit synthetischem Ambra (Riechstoff) offenbar Probleme haben, und die Feinschmecker in den großen Restaurants der Welt, denen Walfleisch als unersetzliche Delikatesse gilt. Und Sie wissen ja, nichts auf Erden ist so konservativ wie der Geschmack der Menschen.

Interview: Jürgen Geitner

Medizinisches

Dieses moderne, zweckdienliche Gebäude steht in Tbilissi. Es beherbergt seit kurzem das Forschungszentrum für Blut-Mikrozirkulation des Instituts für Physiologie der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR. Ein Wissenschaftlerteam unter Leitung von Professor Mtschedlischwili will sich in der neuen Wirkungsstätte mit einem der akutesten Probleme der modernen Medizin beschäftigen, der Rolle der Blutzirkulation in den kleinsten Gefäßen bei der Entstehung solcher Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems wie Herzinfarkt und Schlaganfall. Außerdem sollen in dem Zentrum auch medizinische Ausrüstungen und Präparate getestet werden.

Sportliches

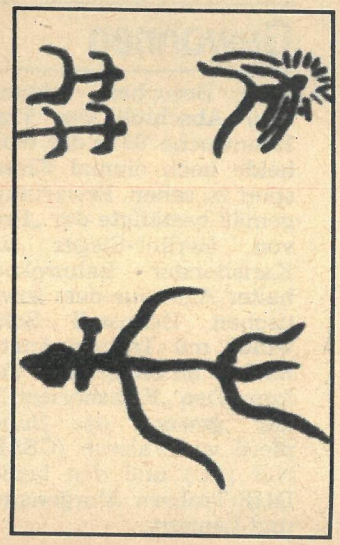
Baseball, das nordamerikanische Nationalspiel, das auch in Kuba, Australien und Japan verbreitet ist, hatte kürzlich seine Sowjetunion-Premiere. 8 Mannschaften aus 5 Unionsrepubliken nahmen am ersten Turnier in Kiew teil. Sieger wurden die Spieler aus der Ukraine. 1988 wird die 1. Baseball-Meisterschaft der UdSSR stattfinden.

Tierisches

Der 27jährige Schäfer Mjagmar Balshinnjam arbeitet auf dem mongolischen Staatsgut Nomgon. Der 1976 in der Steppe errichtete Betrieb, der 20 000 reinrassige Orchon-Wollschafe hält, hatte sich auch 1986 gut auf die Jungtieraufzucht vorbereitet. So wurden wärmeisolierte Tierunterkünfte gebaut und Futterreserven angelegt. Balshinnjam, zweimal als Rekordviehzüchter seines Bezirkes ausgezeichnet, zog durchschnittlich 110 Lämmer pro Jahr von 100 Muttertieren auf.

Historisches

Neugierig auf den Inhalt einer auf Stein gemalten Inschrift (nachstehend ein Ausschnitt), die Archäologen in einer Berghöhle der vietnamesischen Provinz Hoang Lien Son entdeckt hatten, war Professor Le Trong Khanh. Nach mehrjähriger intensiver Forschung fand er eine Methode zur Entschlüsselung der uralten Hieroglyphen und erhielt so Auskunft über einen vorgeschichtlichen Kriegszug in seinem fernöstlichen Land.



Gekreuzt

Ungewöhnliche Größe und schönes hellbraunes Fell zeichnen einen Marder (Bildmitte) aus, der in der Farm des Biologischen Instituts in Nowosibirsk durch die Kreuzung von Iltis (links) und Sibirischem Nerz (rechts) gezüchtet wurde. Der in der Natur nicht vorkommende Hybride erhielt den Namen Kufuter. Von ihm wurden in der Anlage bereits Junge geboren. Das Fell dieser Tiere ist drei- bis viermal so groß wie das eines Sibirischen Nerzes.

Geehrt

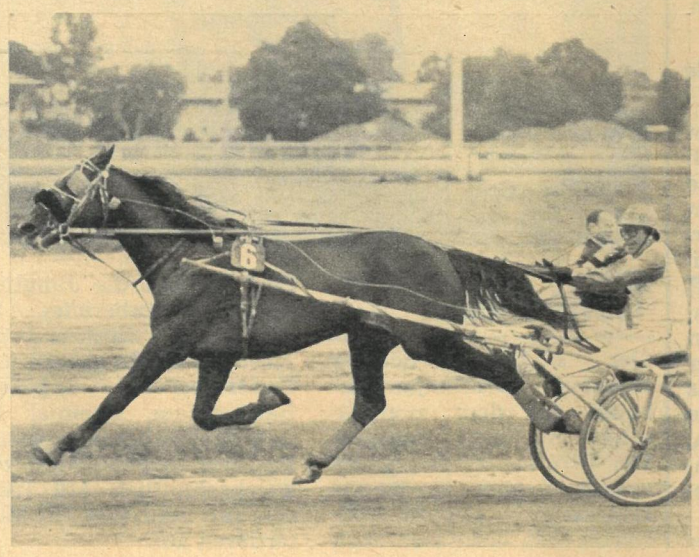
Schamsuddinchan Babachanow, Vorsitzender der Mittelasiatischen Geistlichen Verwaltung der Moslems, wurde anläßlich seines 50. Geburtstags mit dem sowjetischen Orden der Völkerfreundschaft ausgezeichnet. Der in Taschkent lebende Geistliche genießt hohes Ansehen bei den Moslems in aller Welt. '82 war ihm die Würde eines Mufti verliehen worden. Er ist vor allem ein Kämpfer für Frieden und Abrüstung.

Gezüchtet

Im Treibhauskombinat von Kislowodsk, im Kaukasus, werden keine Schädlingsbekämpfungsmittel mehr verwendet. Das hier gezogene Gemüse – '86 waren es mehr als 5000 Tonnen – wird durch natürliche Feinde der Pflanzenschädlinge zuverlässig geschützt. Die nützlichen Insekten und Mikroorganismen wachsen im kombinatseigenen Labor heran. Sanatorien wie Gaststätten und Geschäfte des weithin bekannten Kurortes werden ganzjährig mit Gemüse und Suppengrün in ausreichenden Mengen versorgt.

Gewonnen

7500 Besucher bekamen zum Abschluß der Trab-Rennwoche '87 in der Wuhlheide noch einmal Klassesport zu sehen. Erwartungsgemäß bestätigte der „Preis von Berlin"-Sieger und Karlshorster Bahnrekordhalter Agat aus dem sowjetischen Rennstall Schirwinda mit Trainer Anatoli Koslow im Sulky seine Topform. Den „Karlshorster Pokal" gewann das Superpferd vor Valoron (ČSSR), Nut (SU) und den beiden DDR-Trabern Morgenstern und Lennert.



Briefe und auch Tulpenzwiebeln

Nachdem ich sie kennengelernt habe, ist mir völlig klar, warum die freundliche Barbara Kowalska sich „Briefträgerin des Jahres 1986 in Polen" nennen darf (auf dem Foto rechts neben ihr der männliche Titelträger Adam Morawiak aus Praszlca). Siebzehn Jahre ist sie nun schon mit ihrem Drahtesel als Postillion unterwegs und hat in dieser Zeit etwa ebenso viele Kilometer zurückgelegt wie Polens berühmter Radchampion Ryszard Szurkowski, der es auf über 100 000 brachte. Vier, fünf Dörfer, einschließlich ihrer heimatlichen Gemeinde Otrebusy nahe Warschau, gehören zum Revier von Barbara Kowalska, die täglich – auzept begutachten oder auch mit Handanlegen muß. So zum Beispiel, als im letzten Herbst bei den Michaleks eine Ladung Tulpenzwiebeln eintraf, während sie auf Reisen waren. Ein Anruf genügte, und die Briefträgerin pflanzte im Garten der Rentner die blumige Sendung. Gerade jetzt ist es nicht selten, daß Blumen, Pflanzen, Sträucher mit einer Briefmarke versehen auf Reisen gehen. Barbara Kowalska erfüllt alle diese Aufträge. Vor Weihnachten und Ostern verwandelt sie sich mitunter zur Überbringerin der Festbraten. Die Briefträgerin des Jahres 1986 ist aber auch selbst ihre beste Kundin. Das weltberühmte Folklore-Ensemble „Mazowsze", das in Otrebusy seinen festen Sitz hat, rechnet es sich zur Ehre an, von jedem Auftrittsort eine Karte an Bar-

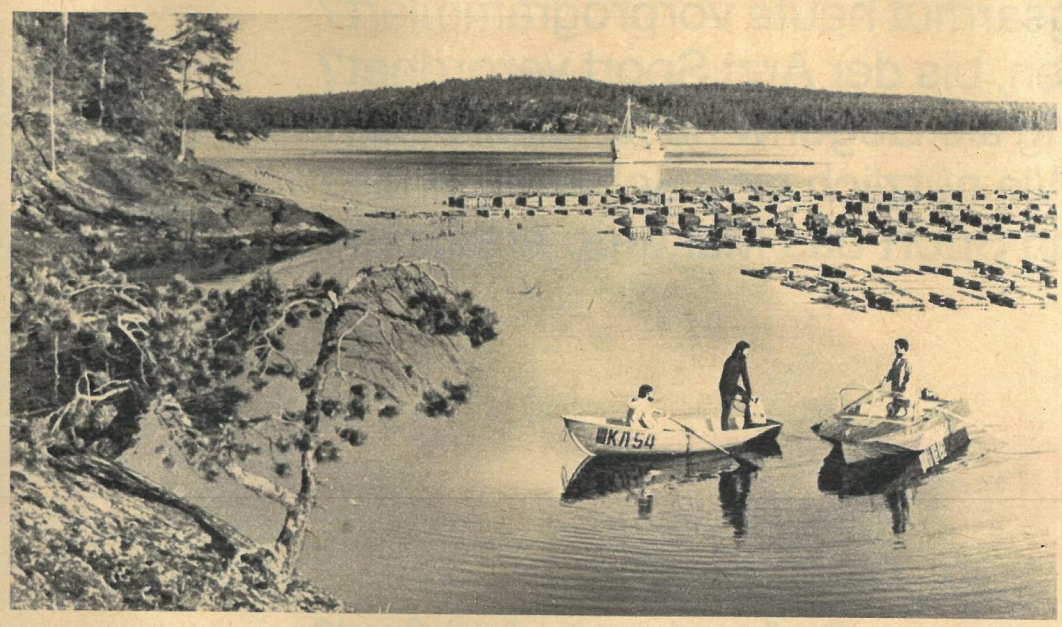
ßer sonntags – pünktlich um 11.30 Uhr, wenn alle Briefe sortiert und zurechtgelegt sind, auf ihre Tour geht. Bei Wind und Regen ist sie unterwegs, bei Hagel, Sturm und sengender Hitze, manchmal auch am Sonntag, wenn der Empfänger samstags nicht anzutreffen war. In rund tausend Familien ist die liebenswürdige und hilfsbereite Polin bestens bekannt. Postbote sein, sagt Barbara Kowalska, ist mehr als ein Beruf. „Ich bin in vielen Familien zu Hause, und wenn ich komme, wollen besonders die Älteren, denen es schwer fällt, hinauszugehen, wissen, was bei uns los ist, wollen Informationen aus dem Dorf, aus dem Land und aus der Welt." Barbara Kowalska ist so etwas wie eine interfamiliäre Nachrichtenagentur. Mehr noch. Es kommt vor, daß sie Schiedsrichter in Familienangelegenheiten spielen, ein neu ausprobiertes Rebara Kowalska zu schicken. Und so wird ihr die ganze Welt als bunter Bilderbogen frei Haus geliefert. Barbara Kowalska hat jedoch nicht nur Freunde. Es kommt schon vor, daß sich ein Gebiß ihrer dunkelblauen Uniform annimmt. Doch das wird sie nicht abhalten, sagt sie, dem Besitzer des Hundes immer wieder einen Brief zuzutragen. Als sie kürzlich einmal bekundete, daß ihr die Arbeit langsam zu beschwerlich werde und sie angesichts des nahenden Rentenalters an Aufhören denke, erntete sie von ihren Kollegen nur ein ungläubiges Lächeln. Sie, die ihren Beruf über alle Maßen liebt, die, wenn sie noch einmal die Wahl hätte, sich wieder dafür entscheiden würde, die Post auszutragen, aufhören kann die nicht. Und so richtig glaubt sie es wohl selbst nicht.

Ingrid Kirschey-Feix

„... eine Reihe des Zorns“

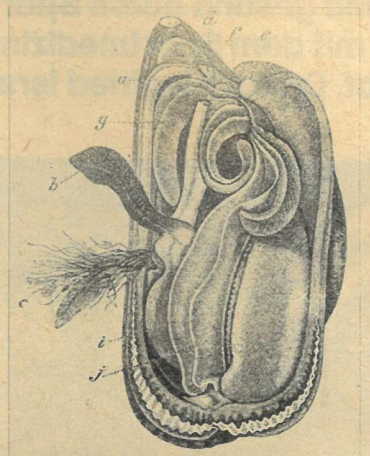
Der 4. Juli (17. Juli) wird zum schicksalhaften Datum. Die Offensive an der Front ist zusammengebrochen, und die Nachricht von dem unermeßlichen Blutzoll hat Wut und Haß gegen die Regierung ausgelöst. Revolutionäre Truppenteile und die Arbeiter Petrograds sind nicht mehr zu halten. Die Bolschewiki stehen vor einer schweren Verantwortung: Sollen sie sich an die Spitze dieser Bewegung oder gegen die Demonstrationen stellen? Alles deutet darauf hin, daß die Regierung und die menschewistischen Führer eine Konfrontation suchen. Das Zentralkomitee beschließt, entgegen der Stimmung unter vielen Genossen, sich den wahrscheinlichen gewaltsamen Auseinandersetzungen zu entziehen. Hunderttausendfach drängen die Menschen auf die Straßen. „Diese Sturzflut war weit gewaltiger, als es der Strom gewesen war, der sich am 18. Juni (1. Juli) durch die Straßen ergossen hatte, und auch weit unheimlicher, denn sie glitzerte von Stahl, zischte Flüche – war eine einzige graue Reihe des Zorns“, schreibt der amerikanische Journalist Albert R. Williams. Ihm fallen in der Menge auch die Provokateure auf, die auf einen gewaltsamen Zusammenstoß hinarbeiten. Schweren Herzens verwirft das Zentralkomitee seinen ersten Beschluß und übernimmt die Leitung der Demonstration, die unaufhaltsam einem tragischen Ende zuginge, könnte man sie nicht geschickt führen. Lenin weist die Genossen an, jede Gewaltanwendung zu verhindern und die Bewegung unter die Hauptlosung „Alle Macht den Sowjets“ zu stellen. Die menschewistische Führung des Sowjets muß jetzt beweisen, ob sie der Revolution treu ist und die Macht übernimmt oder sich unter dem Mantel der Bourgeoisie verkriecht. Sie tut das letztere. Die Konterrevolution zieht Truppen zusammen und nimmt den Newski, die umliegenden Straßen und Plätze unter Feuer. Bis zum Abend werden 400 Tote und Verwundete gezählt. Die Opfer wären weitaus höher gewesen, wenn es den Bolschewiki nicht gelungen wäre, die Soldaten und Arbeiter von den Straßen zu bekommen. Die „Doppelherrschaft“ ist beendet, der Sowjet hat sich selbst entmachtet, die kapitalistische Regierung ist Herr der Lage.

Hans Bergmann



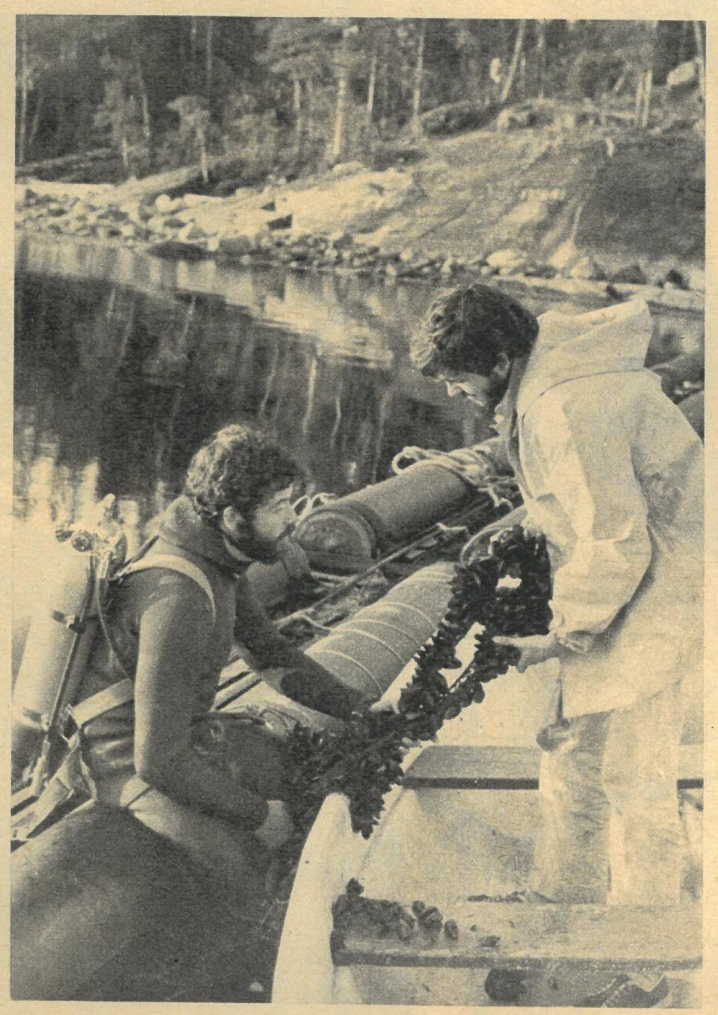
Muscheln auf den Tisch!

Die kalten, klaren Gewässer der Weißmeerküste sind es, die das Milieu abgeben für eine schwimmende Versuchsfarm des Zoologischen Instituts der Akademie der Wissenschaften der UdSSR: Mytilus edulis, die Eßbare Miesmuschel, unscheinbare Schwester der vielgepriesenen Auster, wird hier unter Flößen auf herabhängenden „Girlanden“ gezüchtet. Wozu ein solches Experiment unter den rauhen Verhältnissen am Nördlichen Polarkreis, da doch Schwarzes und Asowsches Meer weit günstigere Klima- und Wachstumsbedingungen bieten? Dort im Süden sind die Anlagen durch eine starke Brandung und häufige Stürme bedroht, hier machen windstille Buchten, tief eingeschnittene, wellenarme Fjorde die geringeren Wärmegrade und die vom Eis erzwungene Winterruhe wett. Wie zum Ausgleich liefert der kürzere Sommer den Muscheln und ihren Larven schwebendes Futter im Überfluß. Die Plantagen hier sind frei von parasitischen Schädlingen, und gegen den gefräßigen Seestern, der das delikate Weichtier genüßlich auszuschlürfen pflegt, hilft ein einfaches Rezept. Im Frühjahr, wenn das Eis der Flüsse zu tauen beginnt, schwimmt in diesen Buchten eine starke Schicht Süßwasser auf. Genau dann zieht man die Schnüre mit den Salzwasserbewohnern für mehrere Stunden zur Oberfläche; mit dem Ergebnis, daß die Muscheln – eingeschlossen in ihren Schalenpanzer – eine solche Kur ungefährdet überstehen, die Seesterne aber leblos zu Boden sinken... Wie Berechnungen ergaben, erzeugt ein Hektar intensiv bewirtschafteter Wasserfläche in vier Jahren mehr als dreißig Tonnen Muschelfleisch, das nach Schmackhaftigkeit und biologischem Wert der Auster fast ebenbürtig ist.



Text-Fig. 88. Eßbare Miesmuschel (Mytilus edulis). Nat. Größe (règne animal). *a* Mantelrand, *f* Mund, *g* Lippententakeln, *i* inneres, *j* äußeres Kiemenblatt, *d, e* Retraktionsmuskeln des Fußes, *b* Fuß, *c* Byssus.

Neben einem hohen Anteil von Mineralstoffen enthält es zahlreiche Vitamine, um zehn Prozent Eiweiß sowie drei bis fünf Prozent Kohlehydrate. Gekocht, gedünstet oder leicht angebraten, bilden Muscheln eine Zugabe der gehobenen Küche zu Reisgerichten und Salaten; wer will, kann sie auch roh, mit Zitronensaft, genießen. Übrigens: In der Ostsee sitzt die schwarzschalige Miesmuschel massenhaft an Buhnen oder besiedelt den Grund mit sogenannten Muschelnestern. Der geringe Salzgehalt jedoch läßt sie zu winzig bleiben, um menschliche Eßlust zu erregen. (Mitte: Querschnitt der Muschel mit Mantelrand und Kiemenblättern) *Johannes Rana*



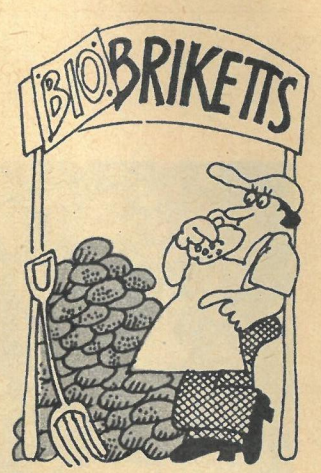
● Gut gesagt

Mit offenen Karten zu verlieren lohnt sich mehr, als mit verdeckten Karten zu gewinnen.

Mark Rasumny, Schriftsteller (Lettische SSR)

● Am Rande

Abfallwärme aus für Futterzwecke untauglichen Maiskolben gewinnt das ungarische Agrarkombinat im Komitat Baranya. Auch andere Betriebe produzieren inzwischen aus Nebenprodukten und Abfällen der Braunkohle gleichwertige, jedoch weitaus billigere „Biobriketts“. – Ohne Mais kein Preis.



● Persönliches

Bei Boris Lematschko, einem Ingenieur aus Konakowo an der Wolga, findet man Informationen über jedes beliebige Schiff der russischen und sowjetischen Handelsflotte bis 1945. Er vermittelt seine Kenntnisse gern Historikern, Schriftstellern, Sammlern und auch Verlagen.

Huo Ho Ching, ein 50jähriger chinesischer Wissenschaftler aus Peking, gab ein „Buch der medizinischen Rezepte“ heraus. Aus alten Überlieferungen stellte er darin Mahlzeiten zusammen, die u. a. Arthritis, Gicht und Rheuma vorbeugen sollen.

Einer der bekanntesten Geigenbauer der ČSSR ist der Verdiente Künstler Vladimir Pilar aus Hradec Králové, dessen Instrumente von berühmten Interpreten gespielt werden. Kürzlich wurde er zu einem Leistungsvergleich in die USA eingeladen.

Von dem Erlös seines verkauften Autos erstand Nikolai Busmakow aus Breshnew (Tatarische SSR) sieben Straßenfahrräder für seine Familie. Gemeinsam will sie entlang der Grenze das gesamte Territorium der UdSSR umfahren.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: K.-H. Drowski, TASS/K. Tarussow, A. Poljakow, R. Schagajew, S. Maistermann (2), J. Cichlecki; Vignette: D. Schüler

Bewegungsarmut heute vorprogrammiert?
Warten, bis der Arzt Sport verordnet?
Bewegung als Gegenwind für das Altern?
Wie nützlich sind Schweißperlen?
Kann Sport das Make-up ersetzen?

Kleider machen Leute,

Bewegung macht die Figur

Schön und gesund durch Sport?
FREIE WELT sprach mit dem Sportmediziner
Prof. Dr. Dr. Siegfried Israel

Herr Professor, Sie gebrauchen oft die Wortverbindung „leistungsfähig – gesund – schön" und verknüpfen damit die dringende Empfehlung an jedermann, regelmäßig Sport zu treiben. Sicher möchten Sie einer gewissen körperlichen Bequemlichkeit entgegenwirken, zu der uns die Zivilisation verleitet.

Eine solche Feststellung ist vor allem mit den Auswirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in Verbindung zu bringen. Schwere körperliche Arbeit wird der Maschine übertragen, Fahrzeuge ersparen dem Menschen längere Strecken der Fortbewegung zu Fuß. Eine solche Entwicklung ist natürlich grundsätzlich als Fortschritt zu begrüßen, gleichwohl nicht ohne Widersprüche und Konflikte: Mit dem Auto ums Haus zum Friseur! Die Folge der gegebenen Bedingungen ist u. a. eine weit verbreitete Bewegungsarmut, die zu Einschränkungen der körperlichen Leistungsfähigkeit und Funktionstüchtigkeit sowie zu mangelhafter Stabilität der Gesundheit führt. Widerstandsfähigkeit, Belastbarkeit und – wichtig, dies zu sagen – Erholungsvermögen finden sich nachweislich herabgesetzt. Der Bewegungsmangel ist als eigenständiger Risikofaktor für das Auftreten und Fortschreiten einer Reihe von Erkrankungen identifiziert worden, und es ist von ärztlicher Seite immer wieder und laut die Bitte zu äußern, eine reichliche Bewegungsaktivität f r e i w i l l i g zu übernehmen und nicht zu warten, bis einem der Arzt mit der Nase darauf stupst.

Und womit öffnen Sie solchen „Patienten" die Augen? Können Sie für den Wert der sportlichen Betä-

tigung im Alltag handfeste Fakten nennen?

Ich möchte zuallererst darauf hinweisen, daß der Krankenstand wie auch der Medikamentenverbrauch bei Sporttreibenden geradezu drastisch unterm landesweiten Durchschnitt liegen. Woraus niemand schlußfolgern sollte, es würden sich ohnehin primär nur körperlich stabile Menschen sportlich aktivieren, während Schwächlinge dem Sport fernbleiben. Bei sportlichen Beginnern im mittleren Lebensalter konnte nach einer gewissen Zeit festgestellt werden, daß zuvor oft geäußerte Beschwerden oder Störungen gemildert wurden bzw. ganz verschwanden. Mehrheitlich brach sich auch die Einsicht Bahn, daß sportliche Betätigung als Form gesunder Lebensweise keine durchschlagende Wirkung hat, wenn scheinbar unverzichtbare Angewohnheiten nicht abgebaut werden. Genußmittelverbrauch zum Beispiel oder das Kochbuch als liebste Lektüre. Wenn die sportliche Umdeutung des (literarischen) Wortsinns eines Hochhuthschen Satzes gestattet ist: „Essen ist das Zweitbeste."

Nun gibt es wohl nicht wenige, denen das Kochbuch die liebste Lektüre und das Essen das „Erstbeste" ist. Daraus erwächst das Problem: die zu vielen Pfunde.

Es gilt als erwiesen, daß Übergewicht das Erkrankungsrisiko generell verstärkt. Außerdem ist die Korpulenz kosmetisch unbefriedigend. Die Rundlichkeit entspricht nicht den gängigen Vorstellungen von Körperschönheit und angeneh-

Bewegung macht die Figur

Professor Dr. med. habil. Dr. päd. Siegfried Israel ist Lehrstuhl-Inhaber im Fachgebiet Sportmedizin an der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig. Sein Hauptaugenmerk in der Forschung wie auch in der Studentenausbildung richtet sich auf medizinisch-wissenschaftliche Fragen des Volkssports. Mitte der fünfziger Jahre einer der besten DDR-Marathonläufer (Bestzeit 2:39:57 h), betreibt er nach wie vor auf dem Gebiet des Laufens intensive sportliche Selbstbetätigung. Als Arzt begleitete er dreimal die DDR-Olympiamannschaft und fünfzehnmal unsere Friedensfahrer.

---

mem Erscheinungsbild. Die Übergewichtigkeit läßt sich optisch nur schwer verbergen, und derjenige, der sich mit ihr herumzuschleppen hat, empfindet sie – ob er's zugibt oder nicht – körperlich und psychisch als belastend. Die alltäglichen Beobachtungen und Erfahrungen belegen, daß angemessenes Sporttreiben schlank macht und schlank erhält – wobei allerdings zu Beginn eines „figurfreundlichen" Trainings Einschränkungen beim Essen unerläßlich sind. Leider verursachen die Schwierigkeiten, die Übergewichtige beim Sportbetrieb haben, eine gewisse Bewegungsunlust. Die innere Überwindung zahlt sich aber letztlich in einer Formverbesserung in doppeltem Sinne aus: Das Wohlbefinden nimmt zu, und besonders die sogenannten Problemzonen – Bauch, Hüfte, Oberschenkel und der Allerwerteste – können in der gewünschten Richtung „auf Linie" gebracht werden. Als zusätzliches Mittel gegen aufkommende Ressentiments läßt sich übrigens auch empfehlen, Sportformen auszuwählen, für die besondere Neigung und Vorliebe bestehen. Der Effekt jedes Sporttreibens ist eingeschränkt, wenn dies ohne Freude vonstatten geht. Der „spaßige" Sport ist auch ein besonders wirksamer Sport, also ist das Sporttreiben für jedermann gewissermaßen „Spaßpflicht".

Frauen, die regelmäßig laufen oder Gymnastik betreiben, haben festgestellt, daß sogar ihre Beine schöner geworden sind. Was meinen Sie dazu?

Der positive Einfluß des Sporttreibens auf Zustand und Form der Beine (Füße eingeschlossen) ist nicht zu leugnen. Ich könnte jetzt näher erläutern, warum zum Beispiel Stürze bei sportaktiven Menschen seltener vorkommen als bei sportlich inaktiven (was auch mit dem stabilisierten Kreislauf zusammenhängt). Oder wie sich durch „in Trab" gesetzte Beine der Abstrom des Blutes verbessert, durch langes Stehen und Sitzen verursachte Stauungen zum Abfluß gebracht werden und man in diesem Zusammenhang von der Muskelpumpe oder einem zusätzlichen Herzen spricht. Auch könnte ich näher darauf eingehen, daß sich eine angemessene Aktivität der Beine infolge ihrer Drainagewirkung gegen das Auftreten oder Fortschreiten des Krampfaderleidens richtet. Volkstümlicher jedoch kann das Frau Irmgard Neumärker aus Hermsdorf sagen, die von Anfang an beim Rennsteiglauf dabei war und ihn 1980, schon 44jährig, sogar gewann: „Als unsere Kinder groß wurden und uns auffiel, daß wir zuviel Pfunde mit uns herumtrugen – mein Mann bewegte sich auf die zwei Zentner zu –, fingen wir an, uns regelmäßig zu ‚bewegen'. Zuerst wanderten wir öfter als sonst, und als uns das nicht mehr ausreichte, fingen wir mit dem Laufen an. Wir überstürzten nichts, vielmehr tasteten wir uns Schritt um Schritt vorwärts, immer darauf bedacht, daß die Grenze zwischen Spaß an der Freud' und bitterem Ernst nicht überschritten wurde. Wir hielten es deshalb auch für völlig normal, daß mein Mann seinen ersten Rennsteiglauf mit Wanderschuhen und Rucksack bestritt und nach zwölfeinhalb Stunden zum Ziel kam. Und was mich betraf, so habe ich festgestellt, daß Laufen allemal besser ist als Reduzieren: Nicht zuletzt auch ein durch körperliche Anstrengung „verschuldetes" Ermüdungsmaß zeitigt körperformende Wirkung, vom gesteigerten und damit schönheitsförderndem Wohlbefinden ganz zu schweigen.

Sie verweisen darauf, daß Sport auch einen kosmetischen Effekt für die Haut besitzt, und haben sie als „Zielpunkt der Schönheitspflege im engeren Sinne" bezeichnet. Womit begründen Sie das?

Diese Hülle oder „Verpackung" des Körpers wird von der Sportwissenschaft bislang noch vernachlässigt, obwohl es sich bei der Haut um ein sehr lebendiges Körpergewebe handelt. Die Haut ist die Grenzfläche zur Umwelt, und im Sportbetrieb spielen sich über diese Grenzfläche (für jeden sichtbar und wahrnehmbar) entscheidende Vorgänge der Wärmeregulation ab. Die temperaturregulatorischen Prozesse beruhen (im Gegensatz zur allzuoft übertriebenen Bräunung im Strandkorb) maßgeblich auf einer verstärkten Durchblutung der Haut und auf der Absonderung (und Verdunstung) des Schweißes. Auf diesem Wege werden Durchblutung und Flüssigkeitsgehalt der Haut bedarfsgemäß gesteuert. Die Haut, mitunter auch als Spiegel der Gesundheit bezeichnet, ist beim Sporttreiben gut durchblutet und flüssigkeitsreich, das heißt, in einem gewünschten Spannungszustand. Die sportliche Aktivität fördert somit eine elastische Haut oder, „kosmetischer" gesagt, einen frischen, natürlichen Teint. Dazu sei angemerkt, daß die Haut gewissermaßen regendicht ist, ihr also Flüssigkeit nur von innen zugeführt werden kann. Ich will aber auch nicht vergessen zu sagen, daß der ausgedehnte Sportbetrieb bei

Mit anderen Worten: Sport macht nicht nur die Beine wohlgeformter. Würden Sie sagen, daß er generell dem gesamten äußeren Erscheinungsbild der Frau, ihren persönlichen ästhetischen Ansprüchen und ihrer Vorstellung von Grazie und Anmut entgegenkommt?

Es heißt: Kleider machen Leute, Sport macht die Figur. Diese Aussage ist, wie mancher Kernsatz, zwar nicht ohne Einseitigkeit, bringt aber dennoch wesentliche Gesichtspunkte zur Geltung. Eine bestimmende Motivation für das regelmäßige Sporttreiben liegt häufig in der Absicht, die äußere Erscheinung zu verbessern bzw. zu erhalten. Dazu gehören u. a. das „Sichaufbäumen" gegen den sogenannten Rundrücken, den zu haben die meisten kategorisch bestreiten, oder der begrüßenswerte Vorsatz, durch zielgerichtete sportliche Gymnastik die Schönheit der besonderen fraulichen Formen zu bewahren. Freilich kann und soll der Sport nicht die traditionelle Kosmetik ersetzen. Andererseits ist das Make-up kein Ersatz für die Wirkungen des Sporttreibens. Die sportbezogene Art der Kosmetik ist billig, leicht zugänglich und entspricht auch gesundheitlichen Anforderungen. Sie kostet allenfalls etwas Selbstüberwindung, denn sie ist eine aktive Kosmetik – eine Ganzkörperkosmetik, die (wie eben auch die Schminke) regelmäßig reproduziert werden muß. Ich möchte jeder Frau ans Herz legen, sich nicht davon abschrecken zu lassen, daß die kosmetische Wirkung des Sports ohne Anstrengung nicht zu haben ist. Freilich bieten Schweiß, Ermüdung und mimische Verzerrung nicht immer ein ästhetisches Bild. Während Männer solche Begleiterscheinungen nicht scheuen, widersprechen diese mitunter der persönlichen Identität der Frau. Aber ich kann sie beruhi-

jedem Wetter die Haut auf Dauer zu „gerben“ vermag und deshalb auf Cremes nicht verzichtet werden sollte. Alles in allem: Schwitzen ist gut, und wer beim Gartenumgraben und Holzhacken, Tanzen und Herumtollen mit den Kindern Schweißperlen auf der Stirn hat, tut nichts g e g e n seine Gesundheit, schon gar nichts gegen seine Schönheit.

In populärwissenschaftlichen Aussagen verweisen Sie oft auf die Bedeutung des Sports für das Seelenleben des Menschen. Wie ist das zu verstehen?

Bei Sporttreibenden vor allem während der Freizeitgestaltung finden sich relativ selten nervöse Störungen oder depressive Verstimmungen. Körperlich-sportliche Aktivität fördert erfahrungsgemäß das Selbstvertrauen und generell eine positive Lebenseinstellung. Sporttreibende bestätigen mit großer Übereinstimmung den stimmungsverbessernden Effekt des Trainings. Sie fühlen sich entspannter, ausgeglichener und spüren die anregende Wirkung ihrer Aktivität auf die Hirntätigkeit, Konzentration, Aufmerksamkeit, Unternehmungslust, Wahrnehmungs-, Reaktions- und (was sehr wichtig ist) Schlaffähigkeit. Zudem erhöht sportliche Betätigung die Streßverträglichkeit.Im richtigen Moment vermag auch eine vereinzelte sportliche Handlung den aktuellen Streß abzubauen – und den Ärger, denn Ärger läßt sich bekanntlich auch ausschwitzen. Eine solche wünschenswerte Gesamtwirkung des Sporttreibens auf die Psyche – schon von Goethe hervorgehoben – zeichnet sich natürlich auch im Gesichtsausdruck ab und spiegelt sich in der Mimik und Gestik wider. Ergo handelt es sich immer um einen Gewinn in Richtung allgemeines Wohlbefinden. Der Sport wird zu einer Form der Psychotherapie.

Die FREIE WELT wird auch von vielen älteren Menschen gelesen. Welche Bewegungstherapie empfehlen Sie dieser Altersgruppe?

Das Altern ist ein naturgegebener Vorgang, dem jeder Mensch unterliegt. Tempo und Verlauf des Alterns hängen jedoch auch von äußeren Einflüssen und maßgeblich vom eigenen Verhalten ab. Nachlässigkeiten und Mängel in der Lebensweise fördern den Verschleiß und die mit dem Altern einhergehende Leistungsminderung. Das „erfolgreiche“ Altern zeichnet sich durch Aktivität aus, Passivität hingegen bedeutet freiwilligen Leistungsrückgang und (im wahrsten Sinne des Wortes) Altersschwäche. Eine angemessene sportliche Aktivität ist gewissermaßen Gegenwind für das Altern und ein probates Mittel gegen Schwäche, Verlangsamung, Steifheit und bedrükkende Langeweile. Zuallererst aber ist sie eine Medizin zur Befindensverbesserung und zur Vorbeugung von diversen Beschwerden, Erkrankungen und Unfällen. Wandern, Schwimmen, Radfahren, Gartenarbeit, ausgedehnte und tempogesteigerte Spaziergänge, dann und wann mal ein Verzicht auf den bequemen Fahrstuhl – das alles sind Nachweise für die Gültigkeit des Sprichworts: Wer rastet, der rostet. Lieber raus und was tun, als vorm Fernseher sitzen und Pfeife rauchen.

Nach Ihrer Meinung sind alle Sportarten – vornehmlich Gymnastik, Schwimmen, Laufen und Spiele – geeignet, sich körperlich fit und schön zu halten. Würden Sie bei der noch jungen Sportart Kraftsport (Kulturistik) der Frauen eine Ausnahme machen?

Nein. Der Kraftsport verbucht gegenwärtig einen starken Zulauf und einen außergewöhnlichen Popularitätsgewinn. Dieser Sport, ursprünglich von Männern für Männer konzipiert, weist unter seinen Aktiven bereits heute eine annähernde Parität der Geschlechter auf. Und es muß ja auch etwas dran sein, daß der Kraftsport der Frauen immer so viele Zuschauer(innen) hat! Es macht die Formel Schule: Gesund + stark = schön. Die Praxis zeigt, daß manche Kraftsportlerin (wie übrigens auch manche Olympiasiegerin) bei einer Schönheitskonkurrenz vollauf bestehen könnte. Daß der Kraftsport oder der Sport überhaupt häßlich macht, ist ein längst überholtes, unvertretbares Vorurteil. Angemessenes Sporttreiben, auf welche Weise auch immer, ist das natürlichste und umfassendste Kosmetikum. Ein adäquates Krafttraining führt keinesfalls dazu, daß der Muskel zum Ornament und der Körper zum anatomischen Schaubild werden. Und aus der Sicht der Gesundheitsdienlichkeit kann wohldosiertes Krafttraining auch für Frauen (wenn es durch Ausdauer-, Beweglichkeits- und Gewandtheitsübungen ergänzt wird) nur befürwortet werden.

Das Gespräch führte
Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Stana (2), Friedrich, TASS, Archiv

Herzenssache

40 Jahre Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft

Der Soldat und das Kind. Ein Foto, aus dem Zuneigung spricht, Verständnis und Vertrauen. Ein Bild voller Symbolkraft, ein Zeichen der Freundschaft, wie sie heute millionenfach in unserem Volk zu Hause ist und alle Bereiche unseres Lebens erfaßt.

„Jubiläen", hatte Ernst Thälmann einst geschrieben, „sind für die Kommunisten und den klassenbewußten Teil des Proletariats nicht leere Gedenktage, sondern Richtlinien für den Klassenkampf, Leitfaden für die Aktion." In diesem Sinne feiern die Mitglieder der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in diesem Jahr zwei Ereignisse: den 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und den 40. Gründungstag ihrer Organisation.

Sie entstand am 30. Juni 1947 in Berlin als „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion". „Damals", so erinnert sich Anna Seghers später, „war vielen Menschen dunkel oder halbdunkel, was jetzt auch den Kindern klar ist..." Die Gründungsmitglieder der Gesellschaft stellten sich die Aufgabe, den geistigen Unrat des Antikommunismus und Antisowjetismus zu beseitigen, die Wahrheit über die Sowjetunion zu verbreiten, für das Miteinander beider Völker zu streiten.

Dabei konnten sie an progressive Traditionen anknüpfen: Weltbekannte Intellektuelle fanden sich 1923 in der „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland" zusammen (siehe FREIE WELT Nr. 13/87). Fünf Jahre später entstand der „Bund der Freunde der Sowjetunion", der sich rasch zu einer Massenorganisation der Arbeiterklasse entwickelte. Ernst Thälmanns Worte wurden zur Richtschnur seiner Tätigkeit: „Die entscheidende Frage für die internationale Arbeiterbewegung ist die Stellung zur proletarischen Diktatur in der Sowjetunion. Hier scheiden sich die Geister, und sie müssen sich scheiden!"

Gedanken, die auch heute ihre volle Gültigkeit besitzen – angesichts der antikommunistischen Ausfälle der Feinde des Friedens und des Sozialismus.

Die über sechs Millionen Mitglieder der Gesellschaft fühlen sich der Tradition der Vorläufer verpflichtet. Menschen aller Klassen und Schichten arbeiten heute daran mit, die Beschlüsse des XI. Parteitages der SED zu erfüllen, und tragen dadurch dazu bei, die gewaltigen materiellen und geistigen Potenzen unserer Länder voll zur Entfaltung zu bringen, die Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch weiter zu fördern. Vielfältige politisch-ideologische und geistig-kulturelle Aktivitäten stehen dafür.

Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjet-Union

Kuba spricht

Der Dichter Kurt Barthel, bekannt durch sein Buch „Gedicht vom Menschen" spricht am Donnerstag, dem 2. Juni 1949, 20 Uhr, im Haus der Gesellschaft zu dem Thema

Ich komme soeben aus der SOWJETUNION

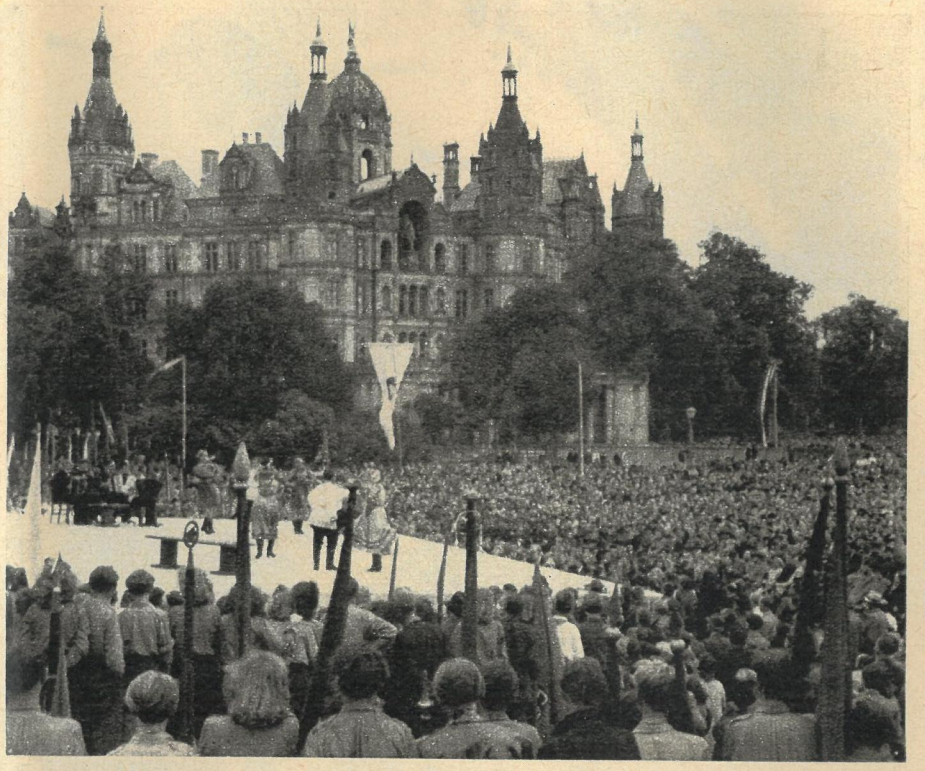
Kurt Barthel wird uns aus dem eigenen Erleben von der Sowjetunion berichten.

Kommt alle!

Freie Aussprache!

Fassen wir alle Kräfte zusammen, und es wird uns gelingen, ... die deutsch-sowjetische Freundschaft zur Herzenssache aller Werktätigen unserer Republik zu machen.

Wilhelm Pieck



FLUG DES FRIEDENS. 1947 reist die erste FDJ-Delegation unter Leitung Erich Honeckers (rechts im Foto) in die Sowjetunion, schlägt ein neues Blatt in der Geschichte friedlicher Beziehungen zwischen der sowjetischen und deutschen Jugend auf. Zum Aufenthalt gehört auch ein Besuch des grausam zerstörten Stalingrad (Foto). Der bis dahin bedeutendste Schritt ist getan, um die Freundschaft der Jugend beider Länder aufzubauen.

ERSTE SENDBOTEN. Zu ihnen gehört das Moissejew-Ensemble, hier 1950 bei seinem Auftritt in Schwerin. Bereits seit 1949 organisiert die Gesellschaft Freundschaftsmonate mit Veranstaltungen verschiedenster Art und ungezählten Treffen mit sowjetischen Werktätigen, Künstlern und Ensembles. Sie dienen dazu, die Errungenschaften der Sowjetvölker kennenzulernen.

NEUERER UNTER SICH. Anfang 1950 schreiben DDR-Aktivisten an namhafte sowjetische Vorbilder. So auch der Dreher Erich Wirth (links) an Pawel Bykow (Mitte). Dessen Antwort ermutigt ihn, das Schnelldrehverfahren erfolgreich zu erproben. Der Radeberger Neuerer löst damit zugleich eine Massenbewegung zur Nutzung sowjetischer Arbeitserfahrungen aus.

DOPPELTE FREILEGUNG. Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee beginnen im Juli 1945 das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar freizulegen. Viele sehen darin ein Symbol auch für die Freilegung humanistischen Gedankengutes, das während der Naziherrschaft gleichermaßen eingemauert war. Im August desselben Jahres wird das Denkmal durch Armeegeneral W. I. Tschuikow wieder der Öffentlichkeit übergeben.

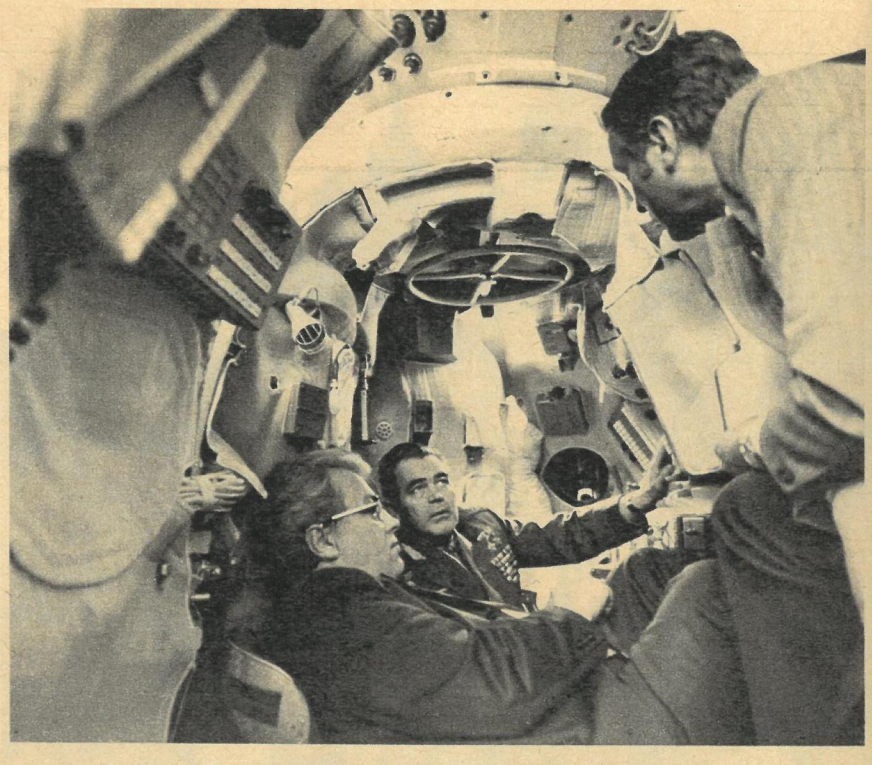
FEIERLICHER AUGENBLICK. Wilhelm Pieck erhält auf dem 3. Kongreß der Gesellschaft 1951 die Urkunde über seine Wahl zum Ehrenpräsidenten „... in Anerkennung seiner großen Verdienste um eine feste unverbrüchliche Freundschaft zwischen dem deutschen und dem sowjetischen Volk und um die Sache des Weltfriedens", heißt es in der Begründung.

Herzenssache

Auf unserem XI. Parteitag bekräftigen wir erneut unsere brüderliche Verbundenheit mit der KPdSU und der UdSSR, diese große revolutionäre Errungenschaft. Sie ist die Grundlage unserer Erfolge und unserem Volk Herzenssache.

Erich Honecker

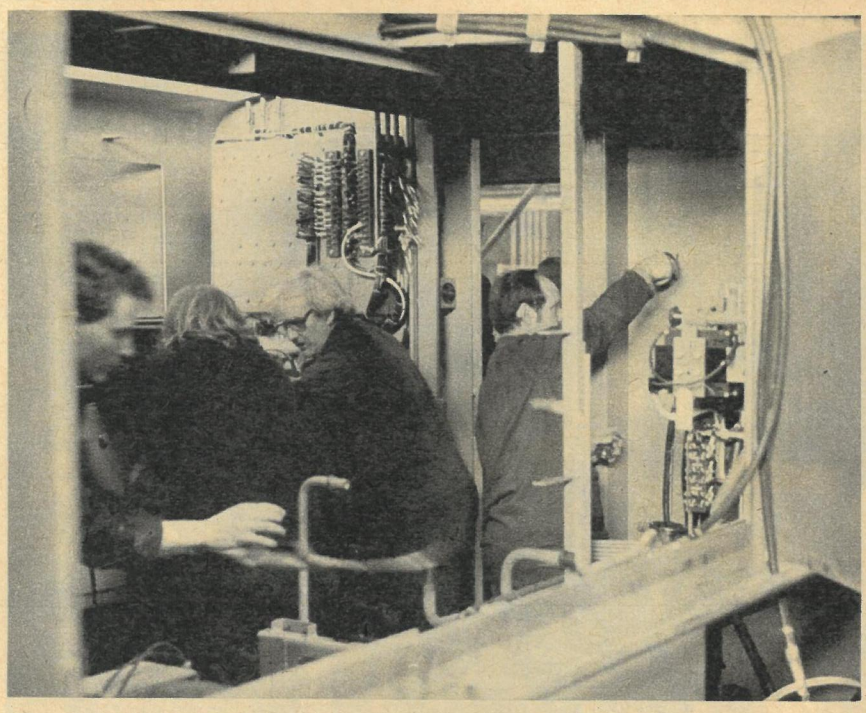
JENAER IM STERNENSTÄDTCHEN. Sie sind gefragte Partner, denn aus der Saalestadt kommt die Multispektralkamera für die Raumstationen der UdSSR. Eine technische Spitzenleistung der Zeiss-Fachleute, die in Zusammenarbeit mit sowjetischen Wissenschaftlern entwickelt wurde. Ein herausragendes Beispiel der Zusammenarbeit in Wissenschaft, Technik und Produktion, die mit dem Staatsvertrag von 1975 vertraglich verankert wurde.



ANKUNFT BEIM PARTNER. Geraer in ihrem Partnergebiet Pskow, angereist mit einem Freundschaftszug der Gesellschaft für DSF. Jede ihrer Bezirksorganisationen hat eine Sowjetrepublik, ein Gebiet oder eine Stadt, mit denen besonders enge traditionelle Beziehungen bestehen. Man besucht sich regelmäßig, Ausstellungen, Druckerzeugnisse und Filme werden ausgetauscht.

BÜNDNIS IM WAFFENROCK. Foren, Freundschaftstreffen und Exkursionen, von der Freundschaftsgesellschaft in der Woche der Waffenbrüderschaft organisiert, tragen zum engen Zusammenwirken der Angehörigen der Bruderarmeen bei. Regelmäßige Gäste in Grundeinheiten und Häusern der DSF sind Offiziere der NVA und der Sowjetarmee, die mit den Freunden über militärpolitische Fragen sprechen.

DER EHRENNAME. Mitglieder des Meisterbereiches „Artur Becker" im LEW „Hans Beimler" Hennigsdorf. Sie gehören zu den mehr als 183 000 Kollektiven, die den Ehrennamen „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" tragen und ihn jährlich erfolgreich verteidigen. Loks für die Sowjetunion pünktlich und in guter Qualität auszuliefern, betrachten sie als ihre Hauptaufgabe.



Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: D. Christel (2), D. Steinberg, A. Paszkowiak, H. Strauß, W. Fröhns, F. Schenke, W. Schlage, W. Bedau, ZB/Häßler, Schenke, Settnik, Institut für Marxismus/Leninismus, Archiv.

HÖHEPUNKT. Herzlich begrüßter Ehrengast des 10. Kongresses in Dresden ist Erich Honecker. Die Freundschaftsgesellschaft ist 1972 mit dem Orden „Großer Stern der Völkerfreundschaft“ ausgezeichnet worden. Damit wurden ihre großen Verdienste um die Festigung des Bündnisses mit dem Lande Lenins gewürdigt.

4000 KILOMETER ENTFERNT. Im Gebiet Perm entsteht die Erdgasleitung PROGRESS. Sie ist die sechste Gaspipeline in der Sowjetunion, an deren Bau die DDR seit 1975 beteiligt ist. Über 13 000 Trassenbauer arbeiten zur Zeit im Freundesland. Von der aktiven Arbeit der Freundschaftsgesellschaft zeugt, daß es auf allen Baustellen DSF-Aktive gibt, daß Klubs bzw. Kabinette der Freundschaft bestehen.

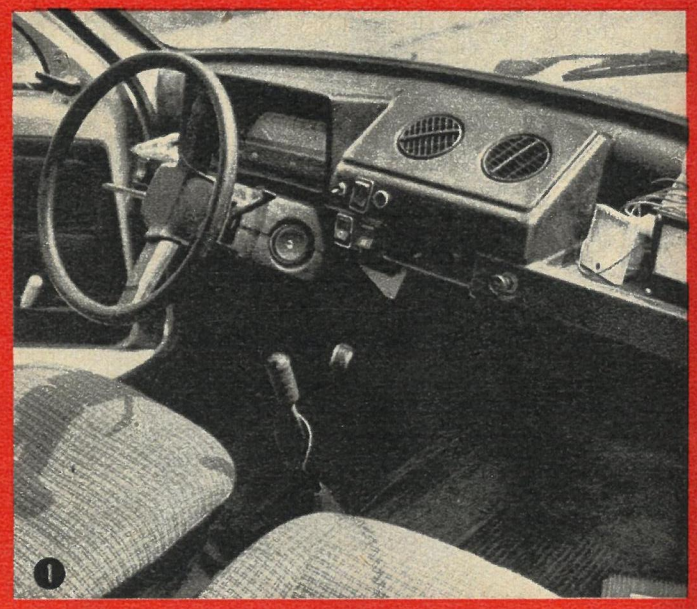
12. KONGRESS. „Es ist eine Ehrenpflicht aller Mitglieder der Gesellschaft ... durch vorbildliche Leistungen zur planmäßigen Erfüllung der zwischen der DDR und der UdSSR getroffenen ökonomischen Vereinbarungen und wissenschaftlich-technischen Abkommen ihren Beitrag zu leisten.“

HAUSEIGEN. Ein Zug der Freundschaft, entstanden im Keramikzirkel des Zentralen Hauses der DSF in Berlin. Die insgesamt 25 Häuser der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft, die jährlich rund 2 Millionen Besucher zählen, sind Stätten vielfältiger Begegnungen mit sowjetischen Menschen.

Der OKA von der Oka

FW hatte ein erstes Fahrgefühl

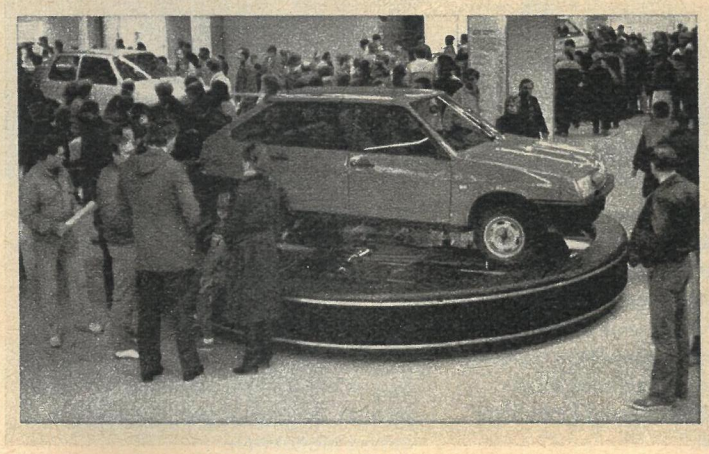
Der Kilometerzähler zeigte auf 47 328. Die hatte das schmucke, silbergrau-metallic gespritzte Fahrzeug mit dem sowjetischen Kennzeichen 78 39 MED seit dem Dezember vergangenen Jahres zurückgelegt, als sich Mitte Mai der FW-Reporter erstmals hinters Lenkrad eines WAS-1111-OKA setzen konnte. Ein Versuchswagen im Test beim Fahrzeugwerk Serpuchow, einer kleinen Industriestadt an der Oka im Moskauer Gebiet. Erstes angetanes Erstaunen über die große Bewegungsfreiheit für die Beine, die der kleine Neffe der LADA-Familie Fahrer und Beifahrer bietet. Dieses Auto wird bekanntlich durch ein halbes LADA-Herz mobil, das übrigens in Serpuchow gebaut wird. Mit seinen 649 cm³ leistet es 22,5 kW (30 PS) und bringt das viersitzige Wägelchen zügig in Fahrt. Seine Maximalgeschwindigkeit von 120 km/h haben wir allerdings in den Straßen und auf Vorortwegen von Serpuchow nicht ausfahren können, erfreuten uns dennoch am Temperament und der Sensibilität (Lenkung, Kupplung, Schaltung, Bremsen) dieses Pkw. Die vom Werk angegebene Beschleunigungszeit von 0 auf 100 km/h in 30 Sekunden erscheint glaubwürdig. Der im Straßen- und Geländetest ermittelte Kraftstoffverbrauch wurde uns mit 5,25 l/100 km benannt. Alles in allem ein freundliches neues Kleinauto, zu dem man schnell Vertrauen faßt. Wir fühlten uns dennoch trotz aller guten ersten Eindrücke in „unserem" Fahrzeug etwas unsicher und überließen das Steuer bald wieder einem Werkfahrer, denn die uns in Serpuchow vorgeführte OKA-Variante war ein Auto für Körperbehinderte. Und es war denn doch zu ungewohnt, Kupplung, Gas, Bremse allein mit der Hand bedienen zu müssen. Dazu einige erklärende Worte: Das Fahr-



1

SAMARA-2109

Der fünftürige WAS-2109 wurde jetzt in Moskau der Öffentlichkeit mit der Ankündigung vorgestellt, daß die Serienfertigung in Kürze beginnt und der Plan bis Jahresende 20 000 Stück vorsieht. Der fünftürige Fronttriebler erreicht mit seinem 1300 cm³-Vierzylinder-Reihenmotor (48 kW/65 PS) eine Maximalgeschwindigkeit von 150 km/h, beschleunigt innerhalb von 15 Sekunden von 0 auf 100 km/h, verbraucht bei einem Stundenmittel von 90 km/h 5,7 Liter des sowjetischen 93-Oktan-Benzins für 100 km, bei 120 km/h 7,8 l und im Stadtverkehr 8,4 l. *W. H.*



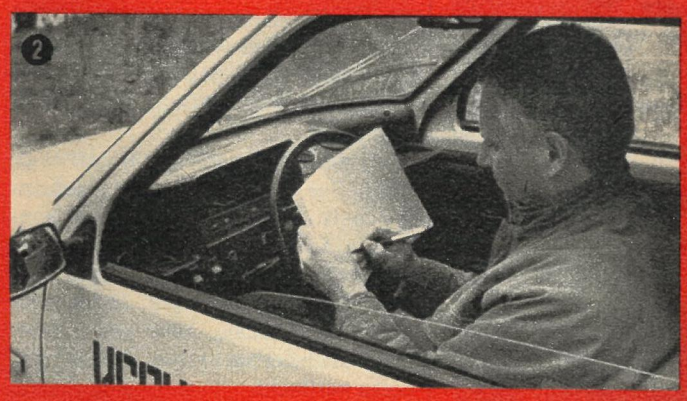
Elektrobus

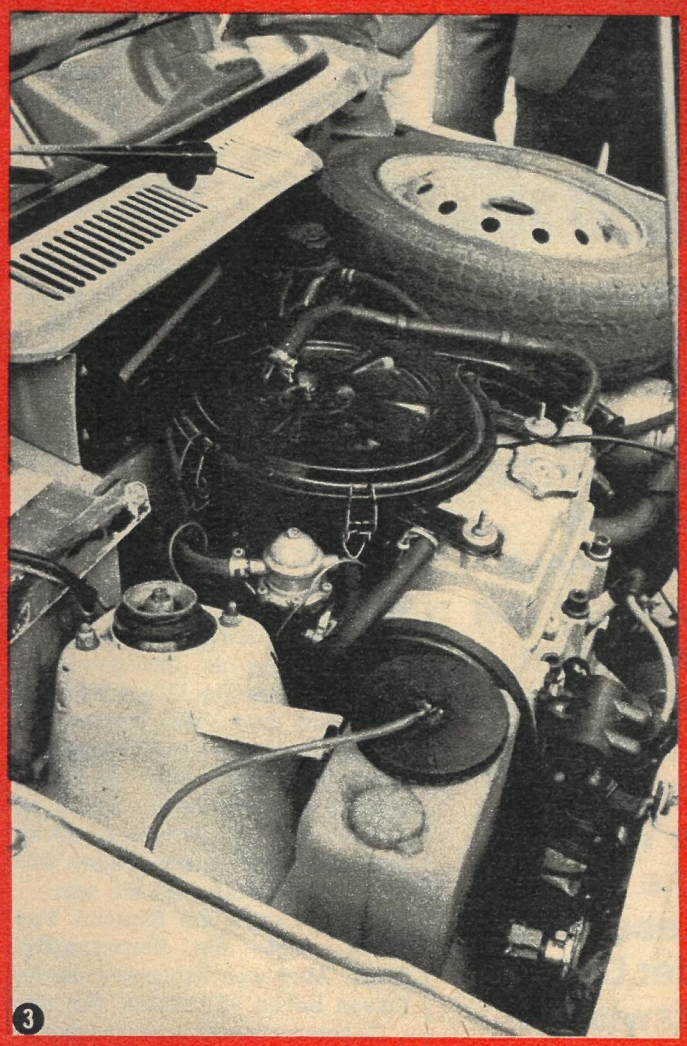
In Botevgrad, VR Bulgarien, werden Autobusse der Marke „Tschawdar" gebaut, seit diesem Jahr auch als Trolleybus für den innerstädtischen Verkehr. Für dieses in Kooperation mit der rumänischen Firma AUTOBUSOU Bukarest entwickelte Fahrzeug ist 1987 zunächst eine Stückzahl von 25 vorgesehen. Unser Foto zeigt den Arbeitsbereich der Jugendbrigade von Valentin Krachunov, wo die O-Busse mit der energiesparenden Thyristor-Schaltung ausgestattet werden.

R. Donev

Kurzhauber

Der sowjetische Traktorenbau wartet in diesem Jahr mit einem neuartigen Fahrzeug auf: einer Kombination von Zugmaschine und Geräteträger. Der ultrakurze Radstand und Allradantrieb führen zu einem ebenso wendigen wie traktionssicheren Mobil – geeignet für den weiteren Bereich von Land- und Forstwirtschaft über Industrie bis zum Straßenwesen mit seinem vielfältigen Aufgaben zur Transportsicherung. Charakteristisch für den Aufbau des T 20 A sind der zentral angeordnete Fahrersitz und die kurze Motorhaube – abklappbar nach vorn. Das Fahrerhaus ist die MTS-Einheitskabine. Isoliert, beheizbar, mit luftgefedertem Sitz versehen und staubdicht zu verschließen, bietet sie dem Fahrer so gut





zeugwerk Serpuchow hat langjährige Tradition in der Produktion von Kleinst-Pkw für Invaliden (SERPUCHOWEZ) und bringt diese Erfahrungen jetzt auch beim fabrikmäßigen Ausrüsten des wesentlich eleganteren, größeren und leistungsfähigeren OKA mit ein. Wie Werkdirektor Pjotr Fjodorowitsch im Gespräch mit FREIE WELT erklärte, wird die Jahresproduktion dieser praktikablen Spezial-Pkw zunächst 10 000 Stück betragen und ihre Serienfertigung in allernächster Zeit aufgenommen. Auf der Ausstellung der Volkswirtschaft der UdSSR in Moskau ist der „normale" OKA schon seit einigen Wochen zu sehen. Und dort werden nur produktionsreale Erzeugnisse präsentiert. Invaliden des Großen Vaterländischen Krieges bzw. Körperbehinderte erhalten den Serpuchow-OKA über die Sozialversicherung kostenlos oder zu stark vergünstigtem Preis. Er wird – je nach Behinderung seines Benutzers – in sechs verschiedenen Bedienungs-Varianten geliefert. Die Motorleistung wird etwas gedrosselt, der Motor ist für 76er Benzin ausgelegt (ansonsten hat OKA auf die Oktanzahl 93 Appetit).

Klaus Hurrelmann

1 Sparsam, zweckmäßig und übersichtlich – Instrumententafel des OKA.
2 Notizen nach 4 von 47 332 km.
3 Das Reserverad ist im Motorraum untergebracht.
4 Auch in Serpuchow sind die Versuchsfahrzeuge bei jedem Stopp von Neugierigen umringt.
5 Je ein einziger Wischer für Front- und Heckscheibe.

wie ungehinderte Rundumsicht bis nahezu an die Aufstandsfläche des Fahrzeugs. Der Kraftstofftank liegt unter der Kabine. Der eingebaute Zweizylinder-Viertakt-Dieselmotor Typ D-120 ist ein moderner luftgekühlter Direkteinspritzer mit 2,08 dm^3 Hubraum (Bohrung/Hub = 105 mm/120 mm). Er leistet max. 25 kW (34 PS) bei 2000 U/min. Arbeits- und Zugvorrichtungen können am T 30 A vorn wie hinten montiert werden. Somit lassen sich mehrere Funktionen in einer Arbeitsfahrt verbinden. – Das 1961 gegründete sowjetische Außenhandelsunternehmen TRAKTOROEXPORT beliefert Partner in über 70 Ländern. Die Zahl der exportierten Schlepper nähert sich inzwischen der Millionengrenze. *SHK*

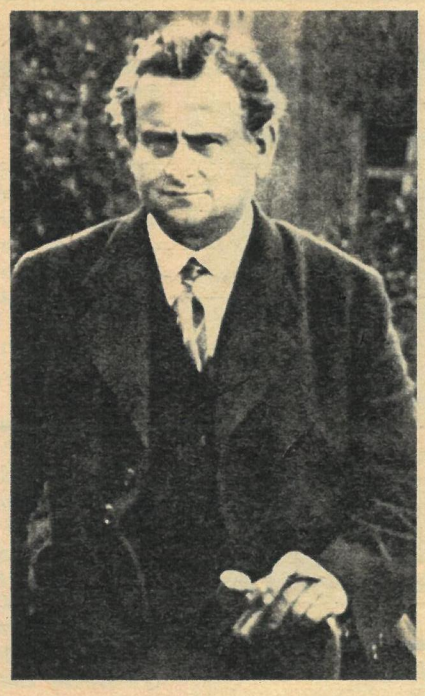
Fotos: Volkmar Billeb (7), S. H. Karbaum, Zentralbild/BTA, Hurrelmann
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Wer öfter radelt, kann steinalt werden.

Gilt auch für Benzinkutscher: mobile Knallen kann jeder, aber fahren?

Die neuen Strategen

General Wrangel im Süden und polnische Truppen im Westen sollten die junge Sowjetmacht ersticken, als Alfons Goldschmidt 1920 nach Moskau kam. Er sah die verheerenden Folgen der Konterrevolution, aber auch den Aufbruch in eine neue Welt. „Es war die Wende meines Lebens", schätzt der Doktor der Staatswissenschaften, Wirtschaftsjournalist und sozialistische Propagandist seine Moskau-Reise ein. Ungeduldig, seine Erlebnisse vielen Menschen mitzuteilen, schrieb er gleich nach der Rückkehr sein Reisebuch. Es erschien damals in 13 Ländern.



Sie wohnen in einer Privatstraße Moskaus. In einem gutgebauten Haus mit einem Fahrstuhl im Treppenaufgang. Aber Fahrstühle funktionieren jetzt nicht in Moskau. Man muß Strom sparen, weil man wenig Brennmaterial hat.

Auch die Fahrstühle in den Ämtern gehen nicht. Bis zum letzten Stockwerk im Gebäude des Obersten Wirtschaftsrates braucht man mindestens ein Paar Schuhsohlen. Man kommt dort mit völlig ausgepfiffenen Lungen an.

Man sagt in Moskau nicht Bourgeois, sondern Burshui oder Burshoi. Es ist eine Tendenzverballhornung, eine Verachtungsvokalisierung. Es gibt noch mehr Tendenzverballhornungen, Tendenzkürzungen, Tendenzbiegungen. Beispielsweise Spezi für Spezialist. Spezi, das ist in Moskau nicht nur der Fachmann, sondern der renitente Fachmann, der sabotierende Fachmann, der faule Fachmann.

Burshois hausen in keiner Kloake. Sie sind nicht luftabgeschnürt, zwangsbeschnitten. Ich sah in der Wohnung Tische, Stühle, Ölbilder, „echte" Bilder. Ich saß auf einem Sofa, das mit Ripstuch überspannt war, und wurde zum Braten eingeladen. Frau Burshoi stak in einem Matinee. Vielleicht in einem Kimono. Ich kenne das nicht so genau. Aber es war ein gutes Bekleidungsstück, wellig bis an die hellen Hausschuhe reichend. Um die Füße waren Florstrümpfe.

Im dritten Zimmer stand ein Kinderwagen, ein bürgerlicher Kinderwagen, mit einer treuen Seele daneben. Es war eine Amme. Eine wirkliche Amme, kein Ammenphantom, keine viertdimensionale Ammenerscheinung, sondern eine Amme aus Bein und Brust. Eine Amme, wie der Säugling sie braucht. Also eine gewölbte Amme, keine Flachamme.

Der prachtvolle Landa (Mai 1920 Sektionschef in der Auswärtigen Abteilung des Obersten Volkswirtschaftsrates – d. Red.) war mit mir bei Burshois. Er ist ein Kommunist und steckt in einem Lederanzug. Die Zehen des rechten Fußes steckten allerdings gar nicht mehr. Oder sie steckten draußen, wenn ich so sagen darf, von Luft umhüllt. Es war warme Moskauer Sommerluft, völlig unschädlich für die Zehen. Sie säuberte die Zehen zwar nicht. Das kann man nicht sagen, aber sie war warm. Außerdem trug der prachtvolle Landa einen Everclean. Everclean ist eine ideale Sache. Everclean ist durchaus waschecht. Man braucht nur einen Everclean. Mehr braucht man nicht. Der prachtvolle Landa wusch ihn jeden Morgen mit Teewasser. Dann blitzte er, dann jauchzte er weiß in der warmen Sonne Moskaus.

Diesem Everclean Landas gegenüber kokettierten ein Spitzenüberhang und eine rechte Hand mit Brillantringen. Daneben stand eine junge Dame. Eine junge Dame und kein Mädel. Mit Florstrümpfen, mit einer breitgestreiften Seidenbahn um sich, mit weichen Augen mit bitteren Klagen.

Denn es begann ein Systemgespräch, eine Problemdiskussion. Burshois waren unzufrieden mit dem Regime. Das kann ihnen kein Mensch verübeln. Denn dieses Regime ist wahrhaftig noch keine Paradiesgartenverwaltung. Es ist die Verwaltung eines Ackers, eines groben Landstückes mit noch vielem Unkraut, schlecht gejätet, sogar noch schlecht gepflügt. Es ist kein Herzvergnügen, kein Burshoisvergnügen, auf diesem Acker zu wandeln. Florstrümpfe oder florstrumpfige Seelen fühlen sich nicht wohl auf diesem Acker.

Die Dame mit der florstrümpfigen Seele war eine Sowjetbeamtin. Die Kimonodame arbeitete gar nicht. Ich möchte, sagte sie herzinnig, dem Volke dienen. Aber ich kann dem Volke nicht dienen, ich habe nichts gelernt. Revolutionen dürften erst kommen, wenn alle volksdienstvorbereitet sind.

Was soll ich tun? fragte sie. Ich muß Sachen verkaufen, denn unter 100 000 Rubeln monatlich geht es nicht. Zu wenig Brot, kein Zubrot. Was soll man tun? Man verkauft ein Stück nach dem andern. Leider, sagte sie, leider kann ich nicht dem Volke dienen.

Sie schwärmten von Lenin, aber sie jammerten über andere. Es gibt noch vieles zu bejammern in Moskau. Die Sowjettätigen sind bei Gott nicht alle Uneigennützigkeitsfanatiker.

Die Kleine mit der florstrumpfigen Seele und der Seidenbahn um sich klagte mit. Sie diente zwar dem Volke nach ihrer Art, aber sie verdiente damit nicht genug. Die Sowjetbeamtin und Sowjetbeamtinnen verdienen (mit Ausnahmen) tatsächlich nicht genug. Weder an Geld noch an Naturalien. Das Moskauer Beamtenessen (meistens in den Amtsgebäuden verabreicht) ist kein Luxusessen. Es reicht nicht. Auch die Brotzuweisung genügt nicht. Die Geldentwertung galoppiert so schnell, daß die Löhne und Gehälter nicht mitkommen (Reallohn).

Aber die Kleine mit der florstrumpfigen Seele sah gar nicht verhungert aus. Sie war kein Skelett, sondern eine Molligkeit. Sie war prick, sauber, sie hatte Glanznägel. Sie lebte also und lebte gut. Jeder jammert in Moskau, aber jeder lebt, und Hunderttausende leben gar nicht schlecht.

Kein Bourgeois kann sich mit dem System befreunden, herzinnig befreunden. Der Moskauer Bourgeois war in Friedenszeiten ein Bettgenießer, ein Tischgenießer, ein Trunkgenießer. Er kann sich jetzt mit der Enthaltsamkeit nicht befreunden. Das ist selbstverständlich.

Aber er lebt, auch wenn er dem Volke nicht dienen kann. Er lebt so lange ohne Dienst am Volke, bis er alles, was ihm die Dienstlosigkeit ermöglicht, verlebt hat. Dann allerdings muß er dem Volke dienen.

Bourgeois sind keine Sozialisten, Kommunisten sind sie gewiß nicht. Sie verloren, während der Sozialismus gewann. Daher sind sie berechtigt zu schimpfen, denn sie wissen nicht, daß der Sozialismus auch für sie gewinnt.

Ich wies auf den Kinderwagen, auf den Säugling an der gewölbten Amme. Ich meinte: Dieser Säugling wird einst dem Volke dienen, und er wird dann nicht mehr klagen. Es wird kein klagender Zustandsmensch sein, vielleicht schon ein Mensch, der mit der Gegenwart zufrieden ist. Die Vergangenheit wird schon ein Museum für ihn sein.

Vielleicht, sagte der Kimono. Vielleicht, sagte die florstrumpfige Seele. Aber was haben wir davon? Davon haben wir nichts. Wir sind Gegenwartszustandsmenschen, und der gegenwärtige Zustand ist kein schöner Zustand, es ist ein Zustand, Zustand…

Wir nahmen die Einladung zum Braten nicht an. Nicht aus Abneigung gegen Braten. Ich sehnte mich nach Braten in Moskau. Als ich, auf der Rückfahrt, in Narva war, verdarb ich mir sofort den Magen an gehäuften Schweinskoteletten. So sehr sehnte ich mich nach Bratfleisch.

Aber jener Braten wäre grundsatzumfochten gewesen, ein prinzipienumkämpfter Braten. So ging ich nach Hause, an den Tisch mit Kascha, aufgetragen von Sascha, der Sowjethausköchin mit den dicken Backen, dem Zahngeschwür und der Dienstbereitschaft am Volke.

Ein Kanada des Ostens

Das Bureau der Elektrizitätsabteilung ist in einer Straße jenseits der Moskwa. Es ist kein Gewimmel, keine Bienenhaftigkeit (äußerlich gesehen) in diesen Räumen. Viel stiller ist es hier als im Gebäude des Glawk (Abkürzung für Haupt-

komitee bzw. Hauptverwaltung)-Textil oder im Gebäude des Obersten Volkswirtschaftsrates, das eine einzige Krabbelei ist.
Hier arbeitet Krshishanowski, der Freund Lenins. Er ist ein älterer Mann, vielleicht schon ein alter Mann an Jahren, vielleicht schon sechzig Jahre alt. Kaum mittelgroß, schmal, etwas geheimrätlich, etwas Professor. Aber es ist ein noch feuriger Mann, ein Antriebsmann, ein Hirnmuskelmann. Ein durchtheoretisierter Praktiker, ein Planmensch größten Formates.
Zwei herzgrabende Ereignisse erlebte ich in Moskau. Die Sitzung mit dem Fabrikkomitee der Prochorow-Manufaktur und den Besuch bei Krshishanowski.
Er hat ein direktes Telefon in den Kreml, in das Arbeitszimmer Lenins. Ich glaube, Lenin läßt sich von ihm wirtschaftsberaten, und er tut gut daran.
Ein Dolmetscher war bei ihm. Ein Elektrotechniker, der in Deutschland studiert hat. Auch Krshishanowski spricht Deutsch, aber er beherrscht die deutsche Sprache nicht.
Sie schwärmten beide von Deutschland. Sie hofften beide auf die Organisationshilfe, die Technikerhilfe Deutschlands. Sie haben sich an den Plänen Klingenbergs (A. E. G.) geschult.
Aber, sagte Krshishanowski, diese Pläne sind nicht mit Kapitalismus, sondern mit Sozialismus durchzuführen. Denn die Elektrizität ist die Kraft der sozialistischen Gesellschaft. Dampf ist die Kraft und war die Kraft der kapitalistischen Gesellschaft. Es bricht jetzt das Zeitalter der Elektrizität an.
Dann entwickelte er mir seine Pläne. Eine Karte lag dabei, es ist nicht nur eine russische Wirtschaftsverschiebungskarte, es ist eine Weltwirtschaftsverschiebungskarte, wenn man die Kreise über die Welt zieht. Es ist eine ungeheure Karte, eine ganz neue Karte, eine Wunderkarte.
Er entwickelte mir seine Pläne. Die russische Industrie wanderte, sie siedelte um, sie wurde verpflanzt, sie ging von Norden nach Süden, sie marschierte nach dem Osten, nach dem Ural, nach Sibirien. Die Elektrizität trieb sie, zog sie, kreiste sie ein, durchfeuerte sie, sammelte sie, organisierte sie.
Reichtümer, von denen ich nichts geahnt hatte, stiegen auf. Die Mineralien drängten aus der Erde, riesige, dichtgelbe Getreidefelder dehnten sich. Kolossale Kraftzentralen schossen den Strom durch ein systematisiertes Netz. Ich begriff den Sinn der rationalen Standortspolitik, den Sinn der neuen Verschiebung. Hier war wirklich eine neue Wirtschaft.
Ich begriff den Sinn des ökonomischen und sozialen Sozialismus. Er ist eine Produktionswanderung nach den Rohstoffen, eine Zentralisation, ermöglicht durch die elektrische Kraft, eine Dezentralisation, ermöglicht durch den neuen Standort. So legte mir Krshishanowski den Sinn dar.
Er sprach von den Stickstoffplänen, den Phosphatlägern, er sprach von einem sibirischen Gebiet, das 40 Millionen Menschen Nahrung bietet. Ein Kanada des Ostens tat sich auf. Er sprach von den Studienkomissionen, die die Reichtümer Rußlands besuchen. Er zeigte mir eine ungeheure Wünschelrute. Jetzt wird deutlich, was die alte Zeit verdeckt hat. Das Unaufgeschlossene wird deutlich, das Nichtgehobene, das vergessene Paradies.
Er war ganz Feuer. Er hatte seine Bedenken, er wußte, wie lange das dauert. Er kannte die Schwierigkeiten, die russischen Schwierigkeiten, er sehnte sich nach Hilfe. Aber er war ganz Feuer, ganz Mut. Die Pläne gehen nicht mehr verloren. Es ist nicht Rußland, es ist die Welt, die neue Welt. Hier beginnt die neue Welt.
Ich hatte wenig Atem in dieser Stunde. Ich hatte zu wenig Atem, um all das in mich hineinzuschlürfen. Hier war ein Stratege ganz anderer Art als die Frontstrategen oder die politischen Strategen. Hier war der neue Friedensstratege, der Kräfteverschiebungsstratege.

Moskau Anfang der zwanziger Jahre: Posten auf dem Roten Platz

Wie ein Bienenkorb

Hier wurde früher heftig gesumpft. Es war das Sibirische Hotel. Ein ungeheurer Kasten. Hier wurden Sektpullen gegen Spiegelscheiben geschmissen, hier rasten die Zigeunergeige und das Zigeunermädchen, hier schwollen die Händlermillionen. Der Riesenkasten ist eine primitive Arche. Sehr nüchtern. Überall Bretterverschläge, Wände aus rohen Brettern. Man merkt die Herrichtungseile. Kleine Vestibüle sind stumpfglanzig. Die Sofas sind abgemattet, die Stuhlschweifungen sind nicht mehr kühn. Hie und da noch ein größerer Hotelspiegel.
Es ist ein Bienenkorb. Der Strom von der Straße zum obersten Stockwerk bricht nicht ab.

Durch einen Bretterverschlag gelangt man ins Zentrum. Dort sitzt der Präses des Obersten Volkswirtschaftsrates. Zu meiner Besuchszeit der Stellvertreter des Vorsitzenden, Miljutin. Der Vorsitzende, Rykow, war damals in Baku. Baku ist jetzt ein äußerst wichtiger Ort, Baku ist das Naphthaherz Rußlands, und Naphtha ist die Hauptspeise der russischen Industrie und der russischen Lokomotiven. Die Naphthareservoire in der Prochorow-Fabrik waren leer. Die meisten Naphthareservoire im Moskauer Rayon waren leer. Es war also notwendig, daß ein Hauptkompetenzler, daß Rykow nach Baku ging.
Miljutin ist ein noch junger Mensch mit großen schwarzen Augen und kleinem schwarzem Knebelbart.
Miljutin (vielleicht vierzig Jahre alt) kommt nicht aus der Wirtschaftspraxis. Ein gewisses Staunen ist in seinen Augen. Ich hatte eine lebhafte Unterredung mit ihm, die ein Dolmetscher vermittelte. Wir sprachen über die Auswanderung deutscher Arbeiter nach Rußland, über meine Wirtschaftsstudien in Rußland, über die Eindrucksergebnisse dieser Studien. Disziplin, sagte er ergänzend, nachdem ich ihm die Haupttriebfaktoren genannt hatte.
Lange Gänge mit numerierten Türen wie in europäischen Ämtern. Aber keine Klubsessel in den Bureaus. Nur hie und da ein großer Stuhl mit Leinen. Sonst einfache Holzstühle und Tische.
Alle Vorzimmer sind besiedelt. Von Wünschern besiedelt. In allen Vorzimmern sitzen Anmelderinnen, die oft zugleich Teebereiterinnen sind. In allen Bureaus sieht man die russische Rechenmaschine, die zum Russen gehört wie das Hemd. Man sieht sie in allen Läden, man sieht sie in Privatwohnungen, man sieht sie überall. Die Rechenkugeln schnucken, sie jagen hin und her, sie ordnen sich im Nu aus unter der flinken Hand.

Kenntnisüberfressen nach Hause

Wieder ging die Fahrt an den Waldversen vorüber, an den Grünkuppeln und Goldkuppeln, wieder schliefen wir im Sowjetwagen. Im bequemen Staatswagen, mit Bett, mit Tisch und ohne Hetzeile. Wieder ging es zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde, bis Petrograd.
Dann aber kam ein anderes Tempo hinein. Denn wir wurden einem Eilgüterzuge angekuppelt. Ein Salonwagen wurde zugeschoben, und wir saßen, sprachen und tranken Tee mit russischen Eisenbahnern.
In sieben Stunden waren wir in Jamburg. Hier ging ein Elend los. Die Paßsache klappte noch nicht, und die Esten wollten uns nicht reinlassen ins Land. Aber wir wollten nach Hause, wir stampften, wir waren waggonmüde.
Raus mußte ich aus dem Osten, denn ich hatte mich überfressen. Nicht aus Fleischschüsseln, nicht aus Kaschaschüsseln, aber ich hatte mich kenntnisüberfressen. Meine Nerven waren völlig auf den Hund gearbeitet. Ich war materialüberschwanger, ich platzte fast. Ich mußte von mir geben, gebären, Buchkinder kriegen, es war die höchste Zeit.

- Ende -

Fotos: Archiv. Aus: Alfons Goldschmidt: Moskau 1920, Dietz Verlag Berlin

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 14

EIN GEWISSER ORN

Unter dem Datum des 13. April 1907 weist die politische Abteilung des Polizei-Departments St. Petersburg ihre westeuropäische Filiale in Paris an, Erkundigungen einzuholen über einen gewissen Ornatski, wohnhaft in Berlin.

Ornatski, meldet Paris, ist identisch mit dem russischen Staatsbürger Tschitscherin, Georgi Wassiljewitsch, geboren am 12. November 1872 auf dem Gut Karaul, Gouvernement Tambow. Ein wohlhabender Mann, alter russischer Adel, Sohn eines verstorbenen Diplomaten.

Die Auskunft verblüfft die Petersburger Polizei. Denn dieser vermögende Adlige, dem in der zaristischen Bürokratie jede Karriere offenstände, zieht es vor, in Berlin Umgang mit „subversiven Elementen" zu pflegen, russischen und deutschen Sozialdemokraten, beispielsweise mit dem Rechtsanwalt Dr. Karl Liebknecht.

Der Fall zieht Kreise. Petersburg informiert das Berliner Polizeipräsidium. Der zaristische Botschafter schaltet sich ein. Ein Rundschreiben befiehlt allen russischen Grenzstationen: Sollte Tschitscherin alias Ornatski auftauchen, sei er „einer Leibesvisitation zu unterziehen und ihrem Ergebnis entsprechend zu verfahren". Aber Tschitscherin taucht nicht auf, Ornatski auch nicht. Tschitscherin wird im Januar 1908 in Berlin verhaftet und muß Preußen innerhalb von zwölf Stunden verlassen. Über deutsche Zwischenstationen geht er nach Paris, später nach London.

Endlich gesteht das zaristische Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten dem Polizeidirektor Trussewitsch, der in Berlin aufgefallene Tschitscherin zähle – noch eine Überraschung für die Polizei –, obwohl seit Jahren im Ausland, noch immer zum Personal des Ministeriums. Außenminister Iswolski setzt der Schlamperei ein Ende und enthebt den Titularrat Tschitscherin mit Wirkung vom 22. Januar 1908 seines Amtes.

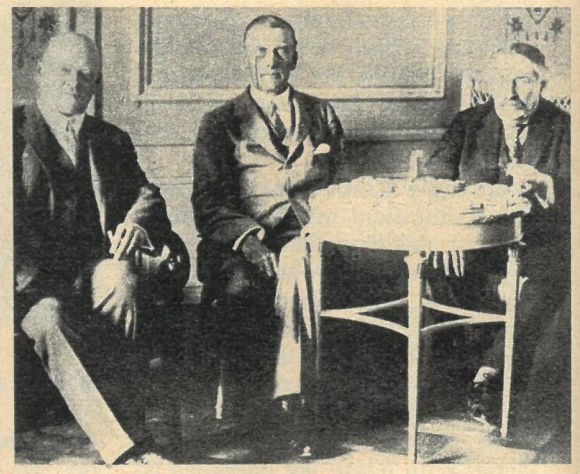
Das wäre nicht nötig gewesen. Der Titularrat Tschitscherin hat sich längst selbst abgesetzt: „Mit der früheren Welt habe ich völlig gebrochen."

In den Salons des Gutes Karaul, wo Tschitscherin aufwuchs, hingen Originale von Veronese, Velázquez, Serow und Aiwasowski an den Wänden. Der Halbwüchsige „atmete die Luft der Diplomatie ein" und lernte Fremdsprachen. Französisch, Deutsch und Englisch sprach er später fließend, auch mit Italienern, Spaniern, Polen, Tschechen und Serben konnte er sich in deren Muttersprache unterhalten. In seinen Kinderjahren verbrachte er allerdings auch viel Zeit damit zu beten, religiöse Lieder zu singen und laut aus der Bibel vorzulesen. In Petersburg studierte er Geschichte, verfiel vorübergehend der Philosophie Nietzsches, opponierte mit Kommilitonen gegen Stumpfsinn und Ungerechtigkeit, suchte im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten eine „stille Zufluchtsstätte" und fand bald heraus, daß dort eine „Epidemie der Dummheit" grassierte. Das war die Welt, der er den Rücken kehrte.

Ein einziger Tag fehlte an zehn Jahren, als der entlassene Titularrat in das Außenministerium zurückkehrte, das nun allerdings Volkskommissariat hieß. Am Tag nach der Revolution hatte der amerikanische Reporter John Reed, der schon an seinem berühmten Revolutionsreport „Zehn Tage, die die Welt erschütterten" arbeitete, im Tagebuch notiert: „Man beabsichtigt, Tschitscherin, der in England interniert ist, zum Außenminister zu berufen." Leider zeigte London keine Neigung, den Häftling Nr. 6027, der sich in den Kriegsjahren vom Bewunderer Plechanows zum Mitstreiter Lenins gewandelt hatte, aus dem Gefängnis in Brixton zu entlassen. Gleichzeitig saßen in Petrograd einige Engländer, allerdings nicht im Gefängnis, die es heimwärts zog. Denen erklärte das Volkskommissariat: „Wir müßten uns mit Tschitscherin beraten. Solange er nicht hier ist, gibt es kein Visum." Im Januar 1918 kehrte Tschitscherin heim. Am 30. Mai wurde er zum Volkskommissar ernannt.

So kam es, daß der des Landes verwiesene Ornatski, als er eines Tages die preußische Hauptstadt besucht, von Reichskanzler Wirth und Außenminister Rathenau mit gebührendem Respekt empfangen wird. Tschitscherin ist auf dem Weg zur europäischen Wirtschaftskonferenz in Genua und möchte einen „Modellvertrag" mitbringen, denn er weiß, was ihn erwartet. 18 Milliarden Rubel Entschädigung verlangen die Westmächte, außerdem Rückzahlung der Schulden (plus Zinsen), die der letzte Zar und Kerenski gemacht haben, Rückgabe des nationalisierten ausländischen Eigentums und Aufhebung des Außenhandelsmonopols. Mit anderen Worten: die Revolution soll sich selbst rückgängig machen. Tschitscherin drängt also auf das Abkommen, das im Gespräch ist. Wirth und Rathenau schauen ängstlich nach Westen und zögern. In Rapallo bei Genua unterschreibt Rathenau dann doch, und die Konferenz hat ihre Sensation. Auf dem Tisch liegt der „Modellvertrag", mit dem beide Partner auf alle staatlichen und privaten Zahlungsforderungen verzichten. Tschitscherin zählt nicht zu den Verlierern von Genua.

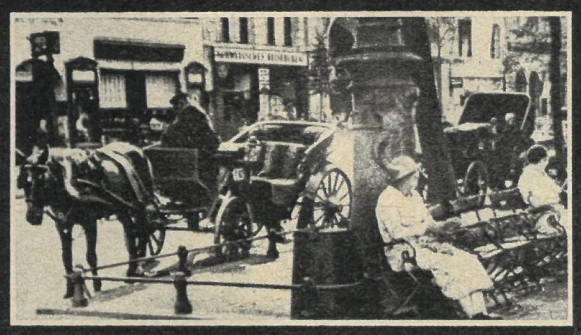
Im Sommer nach Genua ist Tschitscherin wieder in Berlin, unterzieht sich zweier Halsoperationen. Die Genesung fordert ihre Zeit. „Sehen, wissen, handeln – ohne das ist Leben kein Leben", schreibt der ungeduldige Patient nach Hause. „Ringsumher brodelt der Weltprozeß, man muß leben, arbeiten, den Aktionsradius ständig vergrößern und die Schleier von den Geheimnissen reißen – steckt man dabei aber in einem Schneckenhaus, kann man wahnsinnig werden." Aus der Klinik entlassen, bleibt Tschitscherin noch einige Zeit in Berlin. Im Hotel „Esplanade" geben sich außer Politikern, Diplomaten und Journalisten „alle nur einigermaßen bedeutenden und einflußreichen Finanziers, Geschäftsleute und Industrielle" die Klinke seines Zimmers in die Hand. Aber Tschitscherin fühlt sich in der „großen Welt", in der er sich so mühelos be-



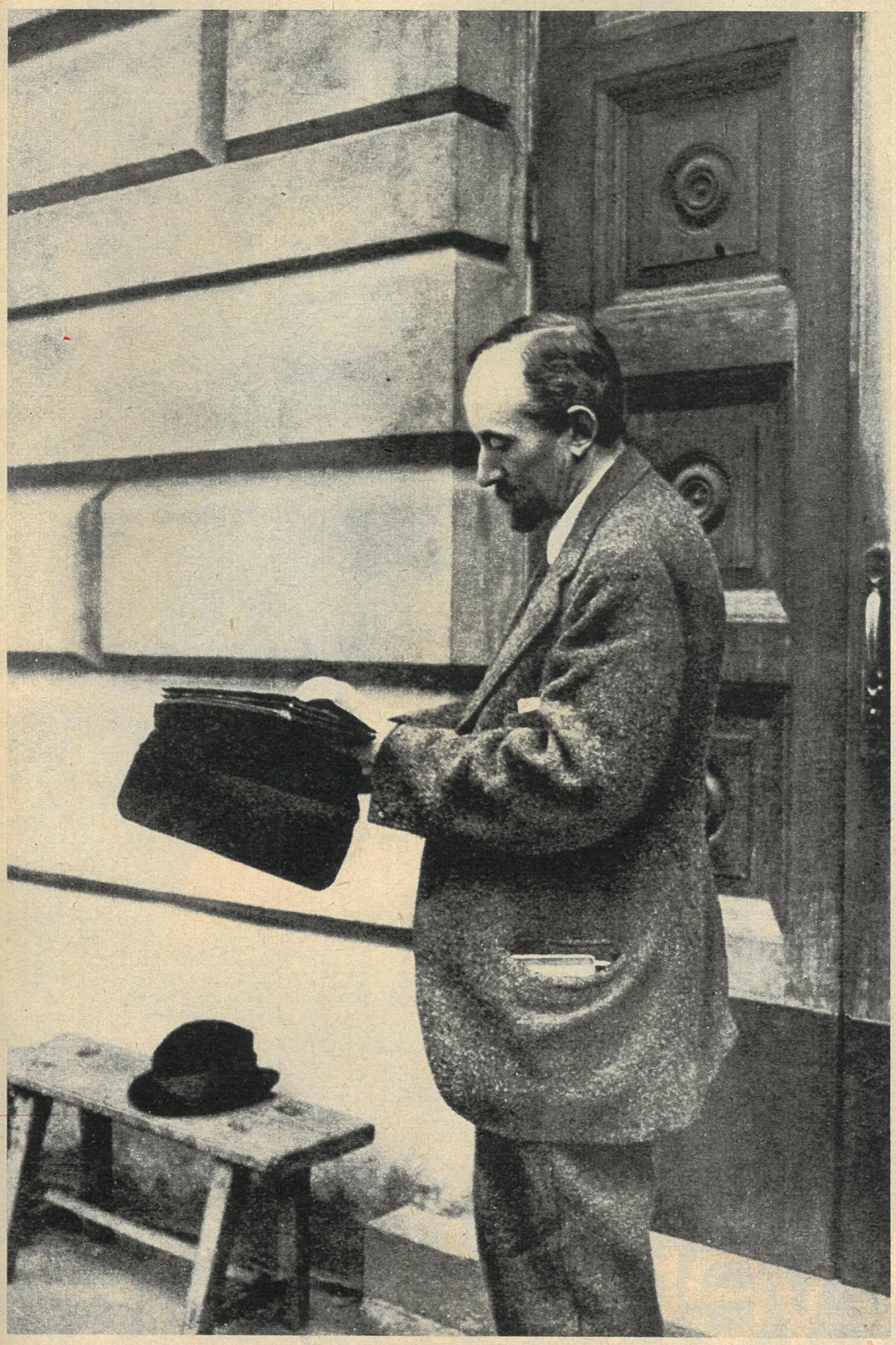
Intrigen in Locarno: Außenminister Stresemann, Chamberlain, Briand (v. l. n. r.)

Georgi Tschitscherin, Volkskommissar der UdSSR für auswärtige Angelegenheiten von 1918 bis 1930

NATSKI



Unter den Linden:
Pferdedroschken und Gartenstühle

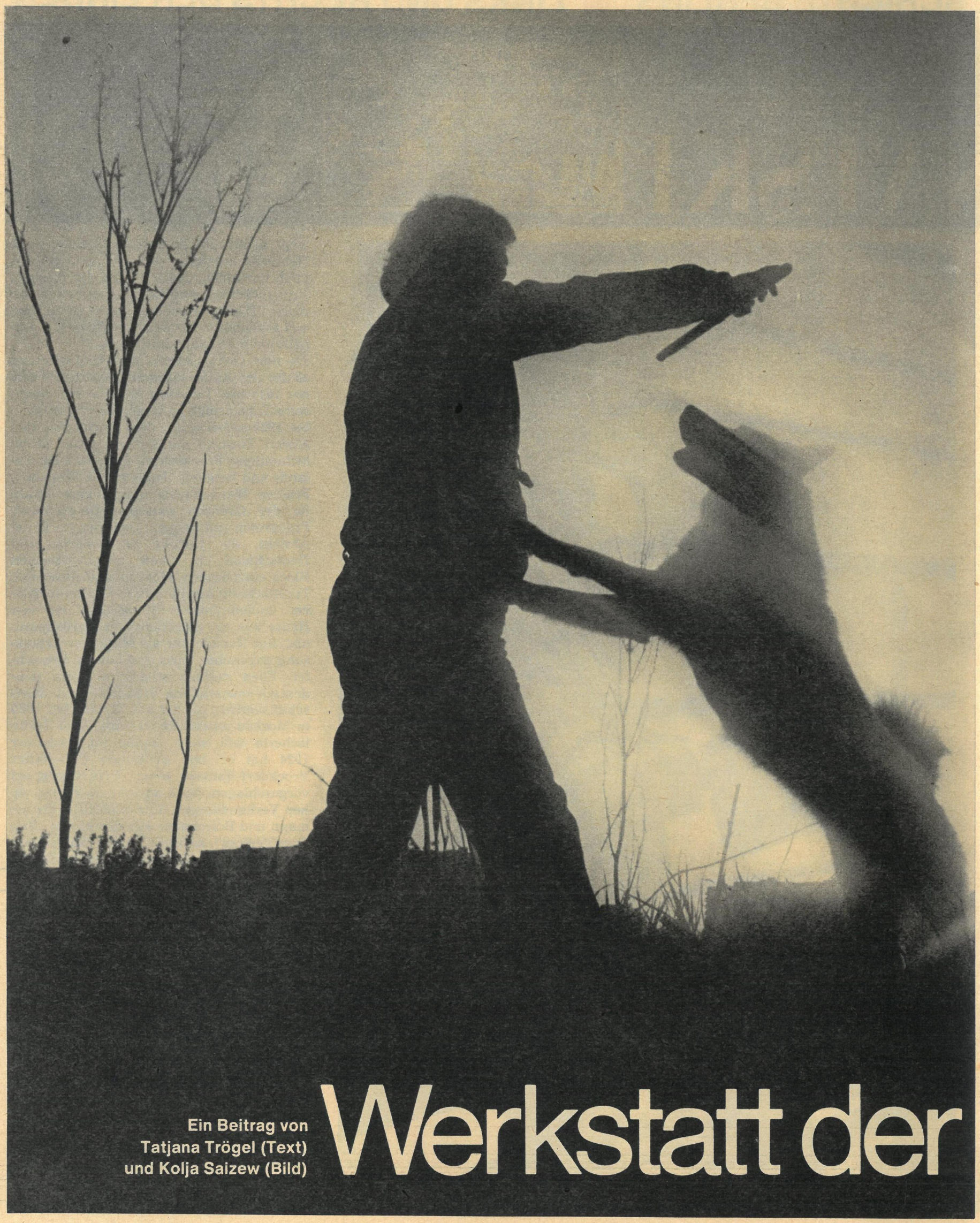


wegt, nicht wohl. Im Brief, mit dem er seine Heimkehr ankündigt, schreibt er: „Ich freue mich unendlich, daß ich nach der hiesigen Unnatürlichkeit und Gezwungenheit in wenigen Tagen wieder in den einfachen, menschlichen, kameradschaftlichen Verhältnissen Moskaus sein werde."

Zu den Geheimnissen des Weltprozesses zählte der Antisowjetismus seit dem Oktober 1917 nie. Trotzdem liebte er es immer, seine Schachzüge zu verschleiern. Im Oktober 1925 trafen sich in dem schweizerischen Kurort Locarno die Außenminister Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Belgiens. Jedes zweite Wort hieß Frieden. Was herauskommt, ist eine Garantie der Grenzen zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien. Dahinter steckt die Absicht, die UdSSR zu isolieren und Deutschland in einen antisowjetischen Block einzubinden. Moskau weiß Bescheid. Tschitscherin macht wieder Station in Berlin. Außenminister Stresemann ist von Hause aus ein eingefleischter Antikommunist, der Rapallo nur als Mittel der Erpressung gegenüber Paris und London betrachtet. Eben deshalb stimmt er auch dem deutsch-sowjetischen Handels- und Wirtschaftsvertrag zu, der am 12. Oktober 1925 in Moskau unterzeichnet wird. Aber Tschitscherin will mehr. Schon im Dezember 1924 hat er dem deutschen Botschafter Brockdorf-Rantzau einen Neutralitätspakt vorgeschlagen. Nach anderthalb Jahren zäher Verhandlungen unterschreiben Stresemann und Botschafter Krestinski den „Berliner Vertrag". Artikel 2 lautet: „Sollte einer der vertragschließenden Teile trotz friedlichen Verhaltens von einer dritten Macht oder von mehreren dritten Mächten angegriffen werden, so wird der andere vertragschließende Teil während der ganzen Dauer des Konflikts Neutralität beobachten."

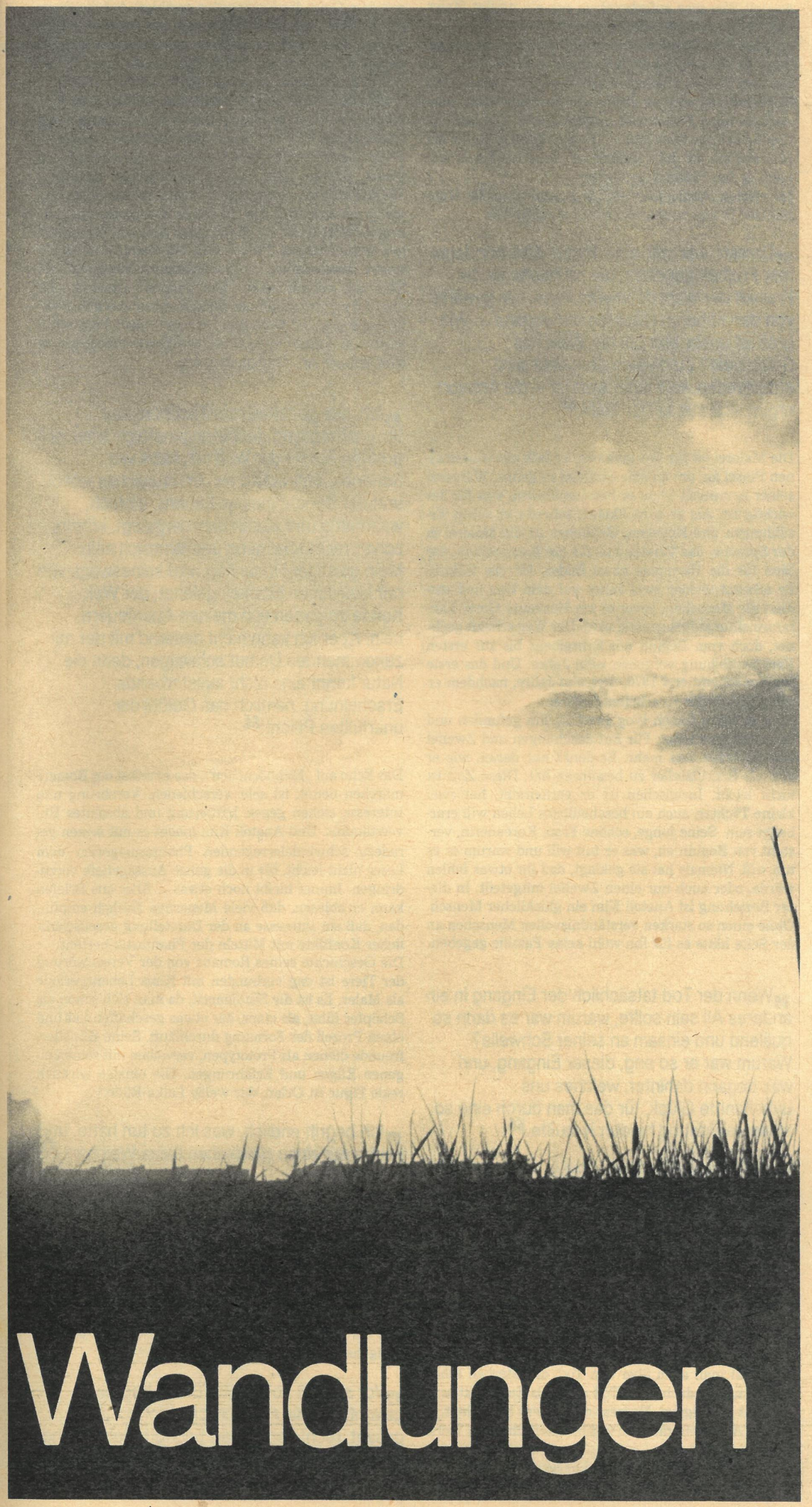
Das war es, was die Sowjetunion wollte: ein Stück Friedenssicherung. Der antisowjetischen Intrige von Locarno war die Spitze abgebrochen. Unübersehbar, schrieb eine französische Zeitung im Herbst 1925, säße der nicht eingeladene Tschitscherin am Verhandlungstisch von Locarno. Jetzt sah jeder, daß er wieder nicht zu Verlierern gehörte.

Fotos: Archiv



Werkstatt der

Ein Beitrag von
Tatjana Trögel (Text)
und Kolja Saizew (Bild)



Wandlungen

Was hat es auf sich mit den phantastischen Metamorphosen des Anatoli Kim? Wer ist dieser Mann, der seine Helden schwindelerregende Wandlungen erleben läßt und warnt vor der Verschwörung der Tiere? Der sowjetische Autor koreanischer Abstammung wird der „Generation der Vierzigjährigen“ zugeordnet, die seit Beginn der 80er Jahre als Phänomen die sowjetische Literaturkritik beschäftigt; von den einen unermüdlich gerühmt, von den anderen heftig kritisiert. Wir waren neugierig geworden, den Lebensweg, die Gedanken- und Gefühlswelt eines der umstrittensten Autoren kennenzulernen, der mit seinem Märchenroman „Eichhörnchen“ jede Grenze der Phantasie aufzuheben scheint.

Es ist, als wären wir in ein geräumiges sonnendurchflutetes Atelier eingeladen. Der Hausherr hatte uns an der Metro-Endstation erwartet. Anatoli Kim ist unschwer zu erkennen, von einem Foto, das ich sah, unterscheidet ihn vielleicht etwas mehr Grau im schwarzen Haar. Er erwartet uns mit seinem Niwa – aus dem uns freundlich und erwartungsvoll eine sibirische Laika entgegenschaut – um uns zu dem Platz zu fahren, der ihm in Moskau besonders ans Herz gewachsen ist. Wir halten am Fuße der Hügellandschaft von Krylatskoje, gleich neben der olympischen Regattastrecke an der Moskwa. Einige verwilderte Kirschbäume erinnern daran, daß hier einst die Vorgärten von Moskau waren. Der Laika-Rüde Orlan nimmt sofort die Nase nach unten und ist beschäftigt –, hier ist sein Revier. Während Anatoli Kim für den Fotografen Stöckchen wirft, suche ich von oben die markanten Punkte Moskaus. Hier liegt einem hitzeatmend dieser menschenschluckende, brodelnde Gigant zu Füßen, bleibt nur ein fernes friedfertiges Gesumm.

Wir spazieren durch die Landschaft, die Anatoli Kim als seine Gedankenwerkstatt bezeichnet. Hier lebt das Gefühl, arbeitet die Phantasie, hier werden die Wandlinge geboren, von denen ich noch wenig weiß. Drei kleine Romane – „Der Nephritgürtel“, „Lotos“ und „Nachtigallenecho“, die bei uns erschienen, gaben bereits Aufschluß über literarische Wurzeln und die Vorstellungswelt des Schriftstellers. Seinen größten Roman „Eichhörnchen“ konnte ich erst nach unserem Gespräch lesen, aber er ist gegenwärtig, während Anatoli Kim aus seiner Biographie erzählt, wie auch die Erlebnisse und Erfahrungen seines Lebens in seinen neuen Roman eingeflossen sind. Ich leihe mir einige Roman-Zitate für einen nachträglichen Dialog.*

** Alle hervorgehobenen Zitate sind dem Roman „Eichhörnchen“ entnommen, der 1987 in der Übersetzung von Thomas Reschke beim Verlag Volk und Welt erscheint.*

„Natürlich spürte er, wie allmählich der Künstler in ihm erwachte, doch wenn er sich an die Jahre der Kindheit kurz nach dem Krieg erinnerte, dachte er mit unendlicher Trauer an die unersetzlichen Verluste, die die kindlichen Seelen in den Jahren der Armut, des Hungers, des Elends hatten erdulden müssen."

Anatoli Kim ist 1939 in einer koreanischen Familie in Kasachstan geboren. Seine bewußte Kindheit beginnt in der Zeit der Nachkriegsjahre. Die Schriftsteller seines Alters werden meist als die Generation betrachtet, die den unmittelbaren Einflüssen des Krieges bereits entwachsen ist. Doch Anatoli Kim betont, daß es gerade diese ersten tiefen Empfindungen waren, die sein Verhältnis zum Leben bestimmten. Das Elend reichte in jeden Winkel, er sah die Krüppel und ihre Mühsal, sich durchzuschlagen. Er sah den Handel auf den Basaren um das Letzte, was einer hergeben konnte, um die Familie zu retten. Aber er lernte in Kasachstan auch Freundschaft und Solidarität kennen, die das geistige Klima des Völkergemisches in seinem Heimatdorf prägten.

Seine Kindheit, das ist der Süden, die Hitze, sonnendurchglühter heißer Staub. Das sind Eidechsen und Schildkröten auf den Wegen, im Sommer das Baden in den Kanälen, saftige Melonen und Kürbisse nach Herzenslust. Es sind die prägenden Gerüche, der Geschmack und die Träume der Kindheit, da noch alles in der Zukunft liegt und jeder Traum greifbar scheint.
1948 vollzieht sich dann ein krasser Wechsel. Der Vater soll auf Kamtschatka als Lehrer arbeiten. Dort herrscht der riesige Ozean. Die Familie reist mit dem Dampfer. Der Junge sieht die ersten Wale, Delphine seines Lebens. Aus Kasachstan hatten sie einen Sack Äpfel der neuen Ernte mitgenommen, und als sie auf Kamtschatka ankommen, liegt noch überall Schnee auf den Gipfeln. Im Sommer ist das Leben grüner, beherrscht von den Farben der Wälder. Im Winter verschwinden die kleinen Häuser im Schnee.
Das alles macht einen ungeheuren Eindruck auf den Jungen aus dem Süden. Die Flüsse brodelten von den silbrigen Körpern der Lachse, wenn die Laichzeit herangekommen war. Die Boote der Fischer gehorchten den Gesetzen der Arterhaltung des Fisches, der in seiner Vielzahl zu einem Willen verschmolz und mit seinen Bewegungen die Boote steuerte.
Anatoli Kim bestellt in dem kleinen Restaurant an der Regattastrecke eine Portion Kaviar für jeden, einen Eßlöffel voll der roten Kügelchen. Ich lasse sie einzeln auf der Zunge zerplatzen, während ich zuhöre. Auch der Kaviar gehört zur Kindheit. Als er in die Schule ging, befand sich auf dem Hof ein Stützpunkt der Fischer. Dort wurde eben dieser rote Rogen in Holzfässern gestapelt. War die Ernte gut, konnten die unteren Fässer dem Gewicht nicht standhalten und entließen berstend die ganze Herrlichkeit. Wenn die Kinder in die Schule kamen, klebten die Gummistiefel voller Kaviar, und die Deshurnaja machte einen Mordsspektakel: Wascht erst das Zeug ab, sonst kommt ihr nicht rein! Und in der großen Pause bekamen sie wieder Butterbrote mit Kaviar, die sie widerwillig maulend entgegennahmen.
Die Kontraste der Kindheit erweisen sich als eine Offenbarung für das ganze Leben, die Kategorie der Schönheit erhält eine neue, eine weitere Dimension.

„Vielerlei Veränderungen vollziehen sich mit dem Menschen in Moskau, wenn er vom Ozean oder aus der Steppe kommt, um künftig in der Hauptstadt zu leben..."

Mit siebzehn Jahren setzt sich Anatoli Kim in den Zug, fährt vom Fernen Osten nach Moskau und will Malerei studieren. Es ist unglaublich. Welche Vorstellungen hatte dieser Jüngling von der Hauptstadt, wo wollte er Quartier und Unterstützung finden. Er winkt ab. Was interessieren einen mit siebzehn schon derlei Dinge. Anatoli Kim war aufgebrochen, um ein großer Maler und Mitglied der Akademie zu werden!
So ist er allerdings im ersten Jahr nirgends angekommen. Enttäuscht, bleibt ihm nichts anderes übrig, als auf dem Bau zu arbeiten. Nach einem Jahr ernsthafter Vorbereitung wird er nicht an der Universität, aber doch an einer Fachschule aufgenommen. Das war vor dreißig Jahren. Dort fand er die wunderbare Kunst der Malerei, um sie dann wieder zu verlieren. Sie ist nur noch in den Träumen geblieben...
Im vierten Studienjahr verläßt Anatoli Kim die Malerei. Der Drang zu schreiben ist unbezähmbar.

„Damals war mir eine kurze Zeit wundersamer Freiheit gegeben, die ich heute als die Freiheit der Wahl definieren kann, mir gewährt von den höheren Mächten der Jugend... Wie groß ist unser Mut bei der Wahl des Schicksals? Zu diesem Zeitpunkt wird entschieden, was einer wert ist – die Antwort ergibt sich aus seiner Wahl."

Die Malerei ist für ihn verloren, er faßt nie wieder einen Pinsel an, um an eine Staffelei zu gehen. Während seiner Armeezeit sucht er herauszufinden, was für ihn wichtig ist. Als er zurückkehrt, schreibt er schon Erzählungen und Novellen. Geblieben ist die Malerei in der Sprache, das Verständnis für die Komposition, der Sinn für die Harmonie eines Bildes, für das Kolorit. Er arbeitet wieder zwei Jahre auf dem Bau und studiert die Menschen, bevor er am Moskauer Gorki-Literaturinstitut aufgenommen wird. Der Weg scheint geebnet, doch vom Beginn des Schreibens bis zur ersten Veröffentlichung vergehen zehn Jahre. Und das erste Buch erscheint erst 1976, dreizehn Jahre, nachdem er als Schriftsteller zu arbeiten begann.
Aber er hatte seinen Weg gewählt, ihn gefunden und dann nur gearbeitet. Für Enttäuschungen und Zweifel war da keine Zeit mehr. Er denkt nur daran, wie er sich als Schriftsteller zu bewähren hat. Diese Zeit ist nicht leicht. Inzwischen ist er verheiratet, hat zwei kleine Töchter, auch ein bescheidenes Leben will erarbeitet sein. Seine junge, schöne Frau, Koreanerin, versteht von Beginn an, was er tun will und warum er es tun will. Niemals hat sie geklagt, daß ihr etwas fehlen würde, oder auch nur einen Zweifel mitgeteilt. In dieser Beziehung ist Anatoli Kim ein glücklicher Mensch. Ohne einen so starken verständnisvollen Menschen an der Seite hätte es für ihn wohl keine Familie gegeben.

„Wenn der Tod tatsächlich der Eingang in ein anderes All sein sollte, warum war es dann so quälend und einsam an seiner Schwelle? Warum war er so eng, dieser Eingang, und was begann dahinter, welches uns unbekannte Glück, für das man durch eine so schwere Prüfung hindurch mußte."

Anatoli Kim schreibt Geschichten in der traditionellen russischen Erzählweise, sehr poetisch und genau in der Betrachtung des Menschen in seinem tiefsten inneren Wesen. Er wendet sich gleichzeitig der Mythologie des koreanischen Volkes zu, wandelt wie selbstverständlich in phantastischen Sphären, kennt keine Grenzen in Materie, Raum und Zeit.
Die koreanische Kultur ist eng verwachsen mit der Welt der Märchen und Mythen, sie gehören zur Psyche des Volkes. Das reale Leben setzt sich fort auf dem schmalen Grat zum Irrealen und Mystischen. In Ostasien hat man auch über den Tod, das Sterben schon immer nachgedacht, den Tod nicht als Endpunkt, sondern als wichtigsten Moment des Lebens betrachtet, in dessen Angesicht man die wahren menschlichen Werte erkennt.
Der Vater Anatoli Kims war Lehrer und Kommunist, er konnte aber ganz gelassen von den Begegnungen mit dem Geist der Großmutter erzählen. Auf die Frage des Sohnes, warum sie nicht auch mal bei ihm vorbeischaue, konnte er leider keine befriedigende Antwort geben. Es sei eben so. Die geistige Kultur eines Volkes bringt ihre eigene, besondere Erlebniswelt mit sich.
Davon berichtete auch der Schriftsteller Garin Michailowski, der Ende des vergangenen Jahrhunderts durch Korea reiste. Er setzte sich zu den einfachen Leuten, zu Bauern und Fischern ans Lagerfeuer und vernahm erstaunt, daß sie nichts weiter als Märchen erzählten. Die waren aber so wunderbar, daß er sie sammelte und als Buch herausbrachte. Es waren Analphabeten, ganz ungebildete Leute, die die geistige Welt von Generationen in sich trugen. Und so läßt die Phantasie und die starke Emotionalität, die Schöpferpsychologie, Anatoli Kim zu erstaunlichen Wandlungen kommen. Er schreibt so, daß es ihm als Schreibenden und gleichzeitig auch aus der Sicht des Lesenden nicht langweilig wird – so schafft er sich selbst Überraschungen und wird bei der Arbeit niemals müde.

„Ich, das geschwänzte Tierchen, das unversehens auf die Betongehsteige einer der größten Städte der Welt lief, habe viel Schönes, Schreckliches, Erstaunliches erlebt, und der Bericht meines Lebens, einfach, wahrhaftig und ausführlich dargelegt, könnte schon recht spannend und lehrreich sein. Mein geistiger Höhenflug wird keineswegs von der kleinlichen Eitelkeit geleitet, der Welt Kunde zu geben von meinen Abenteuern, nein. Aber ich kann nicht dauernd mit der mir zukommenden Demut schweigen, denn die Natur kennt eine nicht aussterbende Erscheinung, nämlich das Gefühl der unerfüllten Pflicht."

Das Echo auf „Eichhörnchen", das er selbst ein Romanmärchen nennt, ist sehr verschieden. Verehrung und Interesse stehen gegen Irritierung und absolutes Unverständnis. Und Anatoli Kim macht es mit seinen geradezu schwindelerregenden Phantasmagorien dem Leser nicht leicht, bis in die ganze Aussagetiefe vorzudringen. Immer bleibt noch etwas... Aber aus Briefen kann er ablesen, daß viele Menschen ähnlich empfinden, daß ein Interesse an der Darstellung gesellschaftlicher Konflikte mit Mitteln der Phantastik besteht.
Die Geschichte seines Romans von der Verschwörung der Tiere ist eng verbunden mit Kims Lebensperiode als Maler. Es ist die Studienzeit, da man sich schon als Schöpfer fühlt, als einer, der etwas geschaffen hat und einen Prozeß der Formung durchläuft. Seine Künstlerfreunde dienen als Prototypen, verwoben mit seinen eigenen Zügen und Erfahrungen. Die einzige wirklich reale Figur ist Orlan, der weiße Laika-Rüde.

„Ich begriff endlich, was ich zu tun hatte, und kaufte mir einen sibirischen Laika-Welpen..."

Anatoli Kim weist auf den schlafenden Helden und erklärt, daß er unermüdlich an der Popularität seines Hundes arbeitet, der es ihm dann auch mit ergebener Treue danke, obwohl er in diesem Buch seinen Instinkten folgend die Rolle eines Vollstreckers spielt.
Doch die anderen Tiere des Romans ergreifen von den Menschen Besitz, von innen heraus, oder sie tarnen sich als Wandlinge mit menschlicher Gestalt, um das ureigenst Menschliche zu zerstören.

„Vor seinem Tode hatte Dmitri begreifen gelernt, daß die menschliche Welt, gelinde gesagt, recht kompliziert und furchteinflößend ist, weil eine Vielzahl von allen möglichen Raubtieren in ihr tätig ist."

Die vier Malerfreunde des Romans sind Träger großer Hoffnungen, da sie schöpferische Fähigkeiten besitzen und aufgebrochen sind, nach ihren Idealen zu leben. Es soll keinem von ihnen gelingen, da das Tier in ihnen übermächtig wird oder sie den Intrigen und dem Ansturm der Tiere nicht gewachsen sind. Die große Hoffnung liegt im Prinzip des Waldes, der aus den vergangenen Wäldern gewachsen ist, dessen Wurzeln, auch die Wurzeln jedes einzelnen Baumes, Kraft schöpfen aus dem Humus ihrer Vorfahren. Ähnlich sieht Kim die Hoffnung auf eine gemeinsame Vernunft aller Generationen, die die Menschheit zu einem harmonischen Leben führen kann, in der Kraft jedes einzelnen, die in das große WIR einmündet.
Ohne diesen historischen Optimismus, das Bewußtsein, daß die Menschheit die Perspektive einer schönen Zukunft besitzt, könnte Kim nicht schreiben. Es lohnte nicht die Energie. Die Überwindung aller inneren Konflikte, der Kampf um die Vernunft und das Einende, und letztendlich auch der Sieg, das ist der Gegenstand der Arbeit, nur mit diesen Zukunftsgedanken kann der Künstler an die Arbeit herangehen.

„...womit der Beweis erbracht ist, daß es etwas Unsterbliches und Überirdisches gibt, nämlich das menschliche geistige WIR, dessen klingendes Teilchen jeder von uns ist...“

Es ist spät geworden. Erst jetzt sagt uns Anatoli Kim, daß er mitten im Umzugschaos steckt, seine Frau längst auf ihn wartet. Und dann nimmt er uns doch mit, bringt natürlich die Hausfrau in Verlegenheit, wie er es oft tut, wenn er unangemeldet mit Gästen hereinplatzt. Kisten und Koffer sind gepackt, wahrscheinlich hat sie längst mit dem Essen gewartet. Der Groll sitzt nicht tief, beide sind eins in ihrer warmherzigen Offenheit.
Diese erste eigene Wohnung, draußen bei den Hügeln von Krylatskoje, erhielten sie, als Anatoli Kim seine Frau schon in die Klinik gebracht hatte und die erste Tochter geboren wird. Er sucht sich ein paar Bretter, baut sich einen Schreibtisch, ein Regal und ein Bett, das, was er für die Arbeit braucht, selbst. Das ist zweiundzwanzig Jahre her. Kurz darauf bemalt er die Wände. Sein Arbeitszimmer erhält die Farben der Jahreszeit, die am meisten seiner Psyche entspricht, das beste Klima für die Arbeit.

„Ich werde nie genug kriegen von der Erregung und dem schneidenden Kummer der herbstlichen Tage, von den frühen Morgen, den unhörbaren Sonnenuntergängen, dem nächtlichen Rascheln des fallenden Laubes und den schrillen Schreien der gen Süden fliegenden Kraniche.“

Es ist das unregelmäßige Graublau eines verhangenen Herbsttages. An die Wand sind lose Blätter geheftet, besonders imprägniert, daß sie nach zwanzig Jahren noch aussehen, als würden sie eben ihren Zweig verlassen haben und im Fluge nur einen Moment innehalten. Das größere Zimmer, heute ein Raum der Erwachsenen, trägt noch die fröhlichen Spuren der Kindheit, der die Töchter mittlerweile entwachsen sind. Es sind die Farben des Waldes im Sommer, Blüten und Falter, Elfen gaukeln um den Schrank, eines der Mädchen wurde als Reiter auf einen Grashüpfer gesetzt, als Trost, weil es nicht vermochte, das silbergraue Pferd zu besteigen. Mühelos war es aus einem Fleck an der Wand entstanden, der Vater ist schließlich mit Wandlungen aufs engste vertraut. Mein Blick geht immer wieder zu dem kleinen Rahmen mit dem schönsten Motiv, die junge Frau mit dem Kind auf dem Arm, gemalt vom Vater. Aber Pinsel und Staffelei sind heute der Tochter vorbehalten, die sich ernsthaft dieser Kunst zuwendet.
Anatoli Kim ist längst umgezogen. Ein neuer Mieter wird gekommen sein, kopfschüttelnd den Maler bestellt haben, und mehr als zwanzig Jahre, mit allen Sorgen und Freuden einer Familie, dem nie aufgegebenen Anspruch, etwas Gültiges zu schaffen, werden aus diesem Heim verschwunden sein.

„Ich gelangte an die hügeligen Ufer eines Flusses. Es war die Moskwa, und die morgendliche Großstadt, perlgrau und rosa schimmernd, von Dunst verschleiert, erhob sich jenseits des Flusses wie die Vision einer schönen anderen Welt.“

Anatoli Kim besucht regelmäßig mit seinem Hund das Atelier, inzwischen die Radrennstrecke der Olympischen Spiele. Damals, als er nach Krylatskoje kam, gab es noch Wildschweine, Hasen, Rehe, auch Eichhörnchen. Im nahen Wäldchen wuchsen für den Kundigen ausreichend Pilze. Hier gehen der Dichter und der Hund spazieren, hier fanden Begegnungen und Wandlungen statt, mit denen man die beiden besser allein läßt. Der Blick über die Moskwa auf die Großstadt ist geblieben, nur kann man ihr nicht mehr den Rücken kehren, denn in den letzten Jahren sind rund um die Hügel Hochhaustürme gewachsen. Der Weg der beiden wird wohl weiter hinausführen – in den Wald.

Jiři Marek, einer der beliebtesten und vielseitigsten tschechischen Schriftsteller, nimmt sich in seiner Prager Romanze „Tristan oder von der Liebe“ wieder mit liebenswürdigem Humor der seelischen Freuden und bitteren Nöte der Leute an, die sich mit diesem offensichtlich ansteckenden Bazillus der Liebe infizierten. Es beginnt mit einem heruntergefallenen Stückchen Putz auf dem Hinterhof. So wie die Restauratoren nach und nach ein Fresko von Tristan und Isolde freilegen, verstrikken sich unsere handelnden Personen in ihre schöne Illusion. Und am Ende können wir seufzen oder schmunzeln – wie es beliebt. Wir entnahmen unsere kleine Kostprobe dem Roman „Tristan oder von der Liebe“, der demnächst im Verlag Volk und Welt erscheint.

Gewiß ist die Liebe eine Sache des Herzens, keinesfalls des Verstandes. Während das Herz lodert und von wildem Galopp geschüttelt wird, erlahmt dagegen der Verstand und verflüchtigt sich. Verstand ist in der Liebe lästig. Aber ohne Verstand kann man nicht leben, und mit dem Herzen allein bezwingt man nicht die Bosheit der Welt, die, wie bekannt ist, seit jeher vor allem Liebende umgibt.

Das Seil, das aus der königlichen Kemenate hinunter in den Graben hing, verriet Tristan. Was wird wohl den Mitarbeiter des Forschungsinstituts Jan Toman und Fräulein Svojanova verraten, die nach Prag gekommen ist, um eine Stelle als Sängerin zu suchen?

Seltsamerweise war es Frau Hronkova beschieden, als erste die Spur einer heimlichen Liebe zu entdekken und das Knäuel von Lügen zu entwirren, mit dem sich Liebende umgeben. Frau Hronkova war eine ehrenwerte Frau, die wegen ihrer Vergangenheit Grund genug hatte, in Gebeten zu verharren. Außerdem gab ihr der Besuch der Kirche die Möglichkeit, von den Frauen, die ähnlich fromm waren wie sie, zu erfahren, was sich in der Welt tat. Man muß sagen, daß ihrem wachen Auge kaum etwas entging. Sie wußte zum Beispiel von allen Besuchen des bärtigen Malers in Tomans Wohnung viel mehr als Frau Tomanova selbst.

Gestern war er wieder dort gewesen, er war mit einem anderen Mann gekommen, der auf dem Hof einen großen Fotoapparat aufstellte und eifrig Bilder von dem Fresko aufnahm, dann gingen beide nach oben, um auf der Galerie zu arbeiten. Aber Frau Hronkova sah genau, daß der Maler, während sich der Fotograf mit seiner Arbeit abmühte, in der Wohnung verschwand, und von dort hörte man seine dröhnende Stimme und das Lachen der Hausfrau. Das allein verhieß schon nichts Gutes. Woraufhin sich der Fotograf fortbegab und der Maler noch ein Weilchen blieb.

Frau Hronkova wußte aus ihrer Jugend, daß die Sünde sehr wenig braucht, manchmal nur einen Augenblick, denn die weibliche Tugend ist zerbrechlich und die männliche Heftigkeit unverhofft. Die Frau hatte in ihrem Leben unzählige solche Fälle um sich herum gesehen.

Als sie dann gegen Abend in die Kirche ging, wie sie es gewohnt war, voller Grübeln über die Schlange der Sünde, die stets die Welt umspannt, erblickte sie im Dämmer der Altäre ein Liebespaar, das die Weihe des Ortes nicht im geringsten respektierte und sich, sagen wir, freizügig benahm.

Die Frau entrüstete das, sie meinte, das Gewölbe der Kirche sei dazu geschaffen, den Sinn gen Himmel zu richten und nicht, um Sündern zu ermöglichen, seine dunklen Schatten zu flüchtigen Berührungen auszunutzen. Die Entrüstung erhob sich in der Seele Frau Hronkovas wie eine Flutwelle, und sie stand auf, um ihrem Unwillen freien Lauf zu lassen.

Alles war günstig für sie, sowohl die Schatten in der Kirche als auch ihr gewohnter leiser Schritt und die Hausschuhe, die sie zur Kirche anzog, wo es spätnachmittags auch im Sommer kühl war. Schon wollte sie in frommem Eifer einen Fluch aussprechen, da erstarrten ihre Lippen. Denn die beiden, die miteinander beschäftigt waren, waren niemand anders als Herr Toman mit diesem geheimnisvollen Gast, von dem Frau Hronkova zu ihrer Erbitterung noch immer zu wenig wußte.

Und nun wußte sie alles. Die beiden umarmten sich. Die beiden küßten sich. Freilich, auch die Engel tun das, wie bekannt, doch die wohnen einander in himmlischer Unschuld bei. Aber Herr Referent Toman?

Während seine Frau zu Hause über die Sprüche des Malers lacht, daß man es bis auf den Flur hinaus hört, begeht Herr Toman, den sie immer für einen gemessenen Herrn gehalten hatte, seine Sünde vor dem Angesicht Gottes.

Wenn er doch lieber nach Hause eilen würde!

Und wenn seine Frau lieber einmal in die Kirche gehen würde, um die Wahrheit zu erfahren?

Der Frau beschlug vor Erregung die Stirn.

Ihr dünner Finger in dem Zwirnhandschuh klopfte noch am gleichen Abend an die Tür des alten Herrn Chýle. Er wühle immerzu in den Büchern, mit Herrn Toman stehe er in engster Beziehung, ihre Fürsorge habe er ein paarmal unwirsch zurückgewiesen und sie sogar damit erschreckt, daß in ihrer Wohnung irgendeine Säule gesucht werden sollte, die dort eingemauert sei. Damit habe er ihr schlaflose Nächte bereitet. Nun denn, jetzt werde sie ihm etwas sagen, was seinen Sinn von einer toten Säule auf geradezu bedenkliche lebendige Dinge lenken werde.

„Bringen Sie mir zu so später Stunde Milch?“ fragte der freiwillige Gelehrte.

„Ich bringe Ihnen eine schreckliche Neuigkeit“, sagte Frau Hronkova außer Atem. „Gerade eben hat Ihr Freund in der Kirche diese… dieses Weibsbild geküßt, das bei ihnen wohnt.“

Herr Chýle versank in Grübeln, während er das spitze Gesicht seiner Nachbarin betrachtete, die sich ihm ständig mit kleinen Gefälligkeiten aufdrängte. „Sie sagen, in der Kirche?“

„An Gottes Ort“, bestätigte die Frau. „Wie soll unsereiner dann sein Gemüt erheben, was?“

„Während man einem Liebespaar nachspionieren muß“, fügte Herr Chýle düster hinzu. „Das ist wirklich schrecklich. Ich weiß nur nicht, warum Sie mir das erzählen. Herr Toman ist ein erwachsener Mann.“

„Und diese Sünde – das ist nichts?“

„Sie sagten, das war in der Kirche. Ich nehme an, es geht um den St. Nikolaus-Dom. Haben Sie, Frau Hronkova, schon einmal seine bemerkenswerte Architektur beachtet?“

„Na erlauben Sie, ich gehe dorthin, um geistlichen Trost zu erhalten. Ich bin eine fromme Frau.“

„Amen, ich sage Ihnen, Frau Hronkova, das endgültige Urteil über Ihre Frömmigkeit fällt der Engelchor im Jenseits. Ich bin nicht kompetent dafür.“

Die Frau zischte: „An Ihrer Stelle würde ich nicht spotten! Was werden wir tun?“

„Ich werde die interessante Lektüre von Tomeks Geschichte Prags fortsetzen und weiterhin Kenntnisse über bedeutende Häuser sammeln. Und Sie suchen sich für Ihre Meditationen eine andere Kirche und setzen sich näher zum Altar, damit die Liebespaare Sie nicht ablenken. Unterbrechen Sie mich bitte nicht! Ich muß Ihnen sagen, daß ich bei meiner Erforschung des alten Prags auch Kirchen besuche und vielerorts Liebespaare finde, was mich immer erfreut, denn die Liebe ist eine besonders himmlische Erscheinung. Im übrigen ist mir schon oft eingefallen, daß unsere Vorfahren die Kirchen wohl deshalb so gegliedert gebaut haben, damit sich die Verliebten darin treffen können. Sie sollten wissen, daß auch die alten Adligen in den Kirchen ihre galanten Verabredungen hatten.“

„Herr Toman war ein anständiger Mann, bis Sie angefangen haben, unsittliche Bilder an unserem Haus zu entdecken! Früher waren die Menschen frommer, was ich aus der Zeit meiner Jugend noch weiß.“

„Ja, sie sind verdorben, und Sie mit ihnen, später“, antwortete Herr Chýle lächelnd.

„Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, was ich gesehen habe“, sagte die Frau würdevoll.

„Wenn Sie es keinem anderen weitersagen, werde ich das zu schätzen wissen“, entgegnete Herr Chýle und schloß die Tür.

Dann kehrte er zu seinen Schriften zurück und schob sie in tiefem Nachsinnen beiseite. Sollte wirklich etwas existieren, was sich genius loci nennt. Sollte in unserem Haus wirklich der Geist des Ritters Tristan von Lohnois umgehen, den übermächtige Liebe ins Verderben stürzte? Es ist in der Tat ein großer Fehler, daß dieses Weib davon erfahren hat, deren Zunge giftig ist. Die Liebe verrät sich offenbar irgendwann immer selbst. Daß er in diese Dame verliebt ist, habe ich auf Anhieb erkannt. Es wäre notwendig, ihn zu warnen. Aber wie? In solchen Fällen ist Schweigen wertvoller als Sprechen. Er hat Mut, mein armer Freund! Ich bin doch das ganze Leben nur deshalb allein geblieben, weil ich diesen wirklichen Mut nicht hatte! Mut ist das stärkste Wort in der Liebe, er ist der Eckstein der Liebe selbst, und ohne ihn kann keine Liebe entstehen. Der Mut, die Liebe zu erkämpfen, und der Mut, von ihr Abschied zu nehmen. Wenn man nur immer wüßte, welcher Mut gerade an der Zeit ist!

Herr Chýle arbeitete nicht. Er überlegte und wartete, bis die schweren Flügel des Torwegs wieder knarrten. Endlich war sein Warten beendet. Er öffnete seine Wohnungstür gerade in dem Moment, als beide hereinkamen.

Er tat so, als sei dies zufällig geschehen und blieb stehen, damit die beiden vorbeigehen konnten. Sie begrüßten einander, und der alte Herr lächelte. „Heute war ein schöner Tag, nicht wahr? Ich weiß herzlich wenig von ihm, ich hocke immerzu über den Büchern, aber Sie hatten bestimmt Ihre Freude an ihm!“

Sie wechselten schnell einen Blick. Was sollten sie antworten? „Ich war arbeiten“, sagte Jan. „Erst nachmittags hatten wir die Möglichkeit, ein bißchen durch das alte Prag zu bummeln.“ „Hervorragend, das ist das Schönste, was Sie tun können. Waren Sie auch in der Nikolaus-Kirche?“

„Ja, sogar schon zweimal“, sagte Jan bedrückt und sah Herrn Chýle an.

Der wiegte ernsthaft den Kopf. „Freilich. Unsere Nachbarin, Frau Hronkova, hat mir davon erzählt. Eine nette Dame, wie Sie wissen. Gehen Sie auch einmal in eine andere Kirche!“

Jan verstand ihn schneller als Marie und dankte ihm nur mit einem Blick für den guten Rat.

„In Prag gibt es unendlich viele

Jiří Marek

Nur eine Liebe

schöne Plätze!“ ereiferte sich Herr Chýle.

„Leider kann ich nicht ewig hier bleiben“, sagte Marie leise. „Ewig ist natürlich nichts. Wenn ich die Bücherreihen im Regal sehe, spüre ich das deutlich. Alles ist der Zeit unterworfen, und ich vermag nicht mehr alles zu lesen, selbst wenn ich mich beeile… Ich studiere, wie Sie wissen, die Geschichte von Tristan und Isolde, deren Abbild meiner Ansicht nach an unserem Haus entdeckt wurde. Ich werde darüber einen Vortrag halten“, sagte Herr Chýle mit unverhohlenem Stolz.

Als beide auf die Treppe getreten waren, wandte er sich noch an Toman: „Heute nachmittag war die kleine Helenka bei mir. Sie hat mir ihr Zeugnis gezeigt, sie mußte ein bißchen damit angeben.“

Jan seufzte. Ich bin ein schlechter Vater, dachte er sich, ich hab das völlig vergessen! Und Herr Chýle ist großartig, daß er mich daran erinnert hat.

Sie gingen langsam über die knarrende Holztreppe nach oben, und auf dem Absatz blieben sie stehen.

„Diese… diese Frau hat uns gesehen, nicht wahr?“

„Ja. Aber das will nichts heißen.“

„Doch, das weißt du ebenso gut wie ich“, flüsterte Marie.

„Ich habe recht, wenn ich sage, daß ich nicht bei euch bleiben kann.“

„Aber das ist doch…“

Sie legte einen Finger auf seine Lippen, damit er schwieg. „Morgen sage ich, daß ich abreise, und suche mir ein Zimmer in einem kleinen Hotel. Wir werden nur ein paar Stunden für uns haben, aber sie werden ganz uns gehören.“

Sie sah sich um, ob sie wirklich allein auf der Treppe waren, und dann küßte sie ihn.

„Und jetzt geh, es ist noch Zeit, kauf der Kleinen etwas für ihr Zeugnis. Manche Dinge darf man nicht vergessen!“

Er drückte ihre Hand und kehrte um. Sie ging unterdessen nach oben, schob den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn leise um. Erleichtert hörte sie, wie Helena in der Küche mit ihrer Tochter sprach, und huschte schweigend in das Zimmer, wo man sie untergebracht hatte. Sie nahm ihren Koffer vom Schrank und begann zu packen. Sie würde wegziehen. Wenigstens brauchte sie dann die besorgten Fragen von Jans Frau nicht mehr zu beantworten, ob sie sich endlich mit Daneš getroffen hätte. Das Gefühl der Leere öffnete sich vor ihr wie ein Abgrund.

In den alten Dichtungen über Tristan wird berichtet, daß seine Liebe von einem bösen Zwerg verraten wurde, der den Fußboden zwischen dem Fenster, durch das der Ritter zu Isolde kam, und dem Lager, wo sie an der Seite des alten und schlafenden Gemahls ruhte, mit Mehl bestreute, so daß der Herr Ritter hier seine Spur hinterließ. Danach flüchteten die beiden Liebenden und lebten in der Wildnis des Dikkichts von Merois. Isolde vermißte zwar vieles, was eine edle Dame ziert, doch sie hatte wieder Liebe in Hülle und Fülle, was mancher Frau mehr wert ist als Schminkzeug. Sie lebten in strenger Entsagung, schliefen in einer Höhle auf einem Lager aus Zweigen, doch ihre Umarmungen waren über alles weich. Sie waren glücklich.

Jan und Marie hatten keinen Wald in der Nähe. Ihnen blieb die einzige Hoffnung, für Marie ein Zimmer in einem Hotel zu finden. Es mußte ein kleineres Hotel sein, das sie bezahlen konnten. Dafür sollte es am Stadtrand liegen, je weiter desto besser, wie es sich für das Versteck eines Liebespaares gehört.

Marie hatte beschlossen, am Morgen bei Tomans auszuziehen, also tauchte sie in der Küche auf, kurz bevor Helena zur Arbeit ging. Marie wollte sich von der Gastgeberin verabschieden, doch Helena sollte nicht viel Zeit haben, um sie zum Bleiben zu überreden.

„Sie sind heute aber früh auf!“ rief Helena verwundert.

„Ich möchte Ihnen auf Wiedersehen sagen und Ihnen beiden für ihre Gastfreundschaft danken.“

Helena warf Jan einen verdutzten Blick zu, aber der machte ein ganz unbeteiligtes Gesicht. Natürlich, ihm ist das gleichgültig, dachte sie unwillig. Mich würde schrecklich interessieren, ob diesen Menschen auch einmal etwas aufregt.

Die Irrtümer der Ehefrauen sind ebenso abgrundtief wie die der Ehemänner; für den größten Fehler muß man die Unterschätzung des Gegners halten.

„Hat es Ihnen bei uns nicht gefallen? Unsere Wohnung ist nicht allzu bequem, aber meinem Mann sind meine Klagen gleichgültig, daran habe ich mich schon gewöhnt.“

„Im Gegenteil, sie ist fabelhaft, aber ich muß nach Hause fahren.“

„Wenn Sie wieder einmal nach Prag kommen, können Sie jederzeit bei uns wohnen“, bot ihr Helena weitere Gastfreundschaft an. „Schade, daß Herr Daneš nicht öfter zu uns gekommen ist.“ „Er ist unabkömmlich… vielen Dank nochmals!“

Frau Helena schaute auf die Uhr und schrie auf: „Ich muß los… Jan hilft Ihnen mit dem Koffer oder holt ein Taxi! Auf Wiedersehen!“

Es gelang ihr sogar, Marie flüchtig zu umarmen.

Als hinter Helena die Tür zufiel, kam die kleine Helenka in die Küche. Sie hatte Ferien und war in Feiertagsstimmung.

„Papa, frühstücken wir zusammen?“

„Natürlich“, sagte Jan und sah Marie an. „Fräulein Svojanova wird sogar mit uns frühstücken.“

Marie nickte, und dann saß sie am Tisch und unterhielt sich mit der Kleinen.

„Sie fährt bald mit meiner Frau in die Sommerwohnung. Ich nehme erst später Urlaub.“

Ja, dachte Marie, es wird Zeit, daß ich gehe, wir hätten nicht einmal mehr die Augenblicke am Morgen für uns.

Als die Kleine endlich ging, denn sie wollte mit dem Hort einen Ausflug auf den Aussichtsturm vom Petrín machen, sahen sie einander an, und die Stille, die zwischen ihnen lag, war beklemmend und verlegen.

„Da kann man nichts machen“, seufzte Marie. „Es ist besser, wenn ich nicht mehr hier bleibe.“

„Ich verstehe das, ich fürchte nur, daß wir so leicht kein Hotel finden.“

„Ich suche den ganzen Tag, ich glaube daran, daß ich etwas finde. Wenn du von der Arbeit kommst, werde ich wie immer auf dich warten. Wir werden sogar mehr Zeit für uns haben ohne diese ständige Verstellung, die schon über meine Kräfte geht.“ Er nickte und nahm ihren Koffer und die Tasche.

Sie fuhren mit der Straßenbahn zum Bahnhof und gaben das Gepäck in der Aufbewahrung ab.

„Höchste Zeit für dich“, sagte sie leise. „Du bist in letzter Zeit meinetwegen ständig zu spät gekommen.“

Sie machten beide ein etwas süßsaures Gesicht, die Freuden der Liebenden lagen ihnen fern. So war nun einmal ihr Schicksal. Und weil sie auf dem Bahnhof standen, wo die Menschen seit jeher voneinander Abschied nehmen, umarmten sie sich ganz öffentlich und küßten sich. Das wiederholten sie dann noch ein paarmal, und das bereitete ihnen eine heimliche Freude. Signale, Meldungen über die Abfahrt von Zügen und Küsse gehören zum Eisenbahnbetrieb. Niemand findet das merkwürdig. Sie küßten sich ganz unersättlich, während die Züge in alle Himmelsrichtungen abfuhren.

Endlich rissen sie sich voneinander los, aber noch bevor sie einander aus den Augen schwanden, winkten sie sich noch zu.

Im Büro wurde Jan begeistert vom

Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Reiner Schwalme

und nichts schonen sie weniger als ihr Leben. La Bruyère

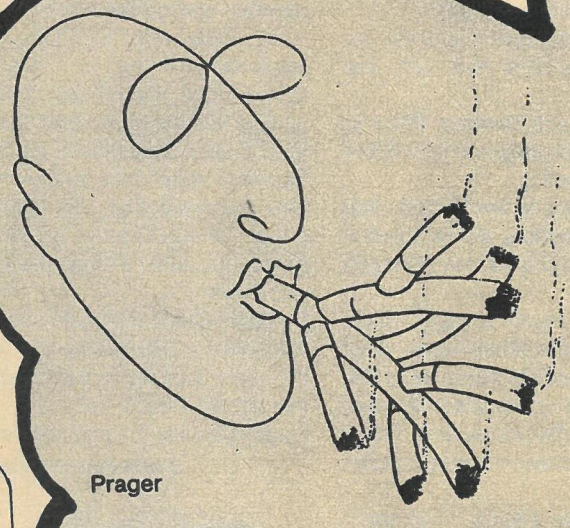
Spas Belowski, Bulgarien

Der Schuldner

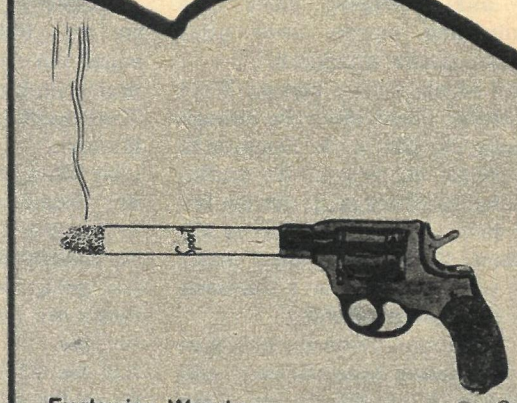
Die Türglocke schrillte. Mißmutig stellte Paraschkowow den Fernsehapparat leiser und ging zur Wohnungstür. „Guten Abend", begrüßte ihn ein unbekannter Mann. „Ich möchte Ihnen nur das Geld zurückgeben. Sie wissen: Ich schulde Ihnen 25 Stotinki... Sie haben mir am Zigarettenkiosk ausgeholfen, als ich kein Kleingeld hatte..."
„Entschuldigen Sie, ich kann mich nicht erinnern."
„Schlimm, daß Sie Ihr Gedächtnis so im Stich läßt!" Dabei trat er in den Korridor. „Sie gaben mir damals drei Münzen, 25 Stotinki." „25 Stotinki, das ist doch lächerlich!" „Vielleicht für Sie! Ich aber bin verpflichtet, meine Schulden zurückzuzahlen. Wie kämen Sie dazu, mir Zigaretten zu schenken!" „Entschuldigen Sie, ich höre gerade eine Oper..." „Ich will Sie ja nicht stören, nur meine Schulden begleichen. Als ich am Kiosk Zigaretten kaufen wollte, stellte ich fest, daß meine Geldbörse im anderen Jackett steckte..." Paraschkowow trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Aus dem Wohnzimmer hörte man den Tenor eines berühmten Sängers. „...Und als ich feststellte, daß ich ohne Geld aus dem Haus gegangen war", fuhr der Unbekannte umständlich fort, „gaben Sie mir 25 Stotinki, denn ich stand vor Ihnen in der Schlange und hielt den Verkehr auf. Und Sie hatten es eilig, wollten in die Oper." – „Ah, jetzt erinnere ich mich, Ihretwegen habe ich damals die Ouvertüre verpaßt!" „Oh, es ist mir sehr unangenehm. Aber jetzt will ich doch meine Schulden..." „Lassen Sie doch diese Mätzchen wegen der 25 Stotinki! Ich möchte die Oper hören, begreifen Sie das?!" „Es sind aber keine Mätzchen, für mich sind diese Stotinki eine Ehrenschuld!" Paraschkowow lief rot an. Mit größter Anstrengung konnte

Selbst Vulkane haben sich das Rauchen abgewöhnt.

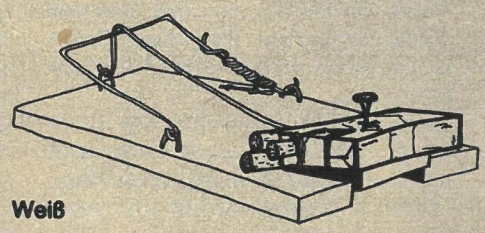
Nichts möchten die Menschen lieber erhalten



Prager



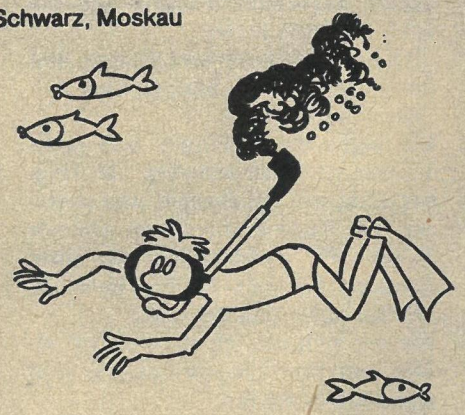
Fuglewicz, Wroclaw

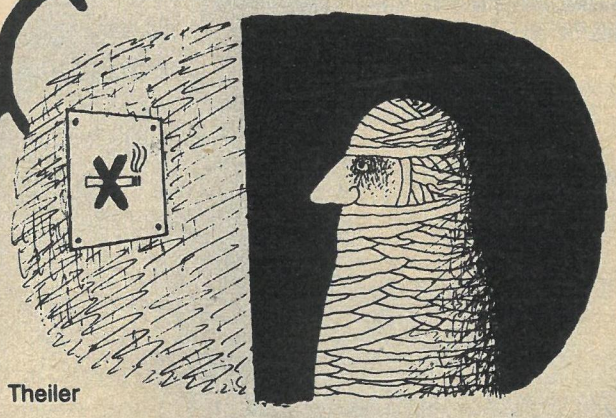


Weiß

„Auch eine?" Steger

Schwarz, Moskau



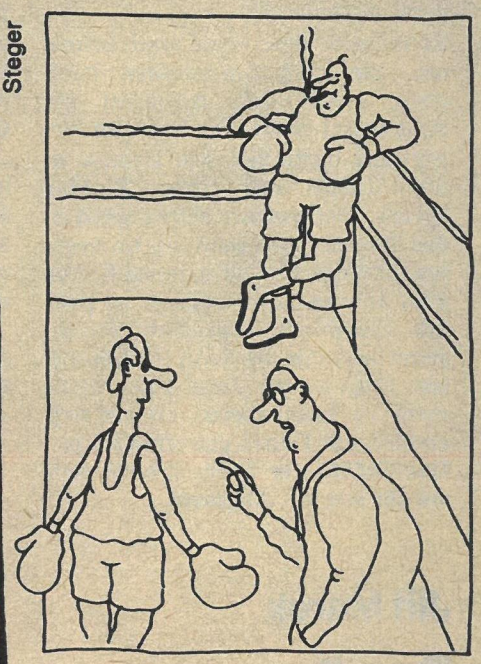


Theiler

Dörck

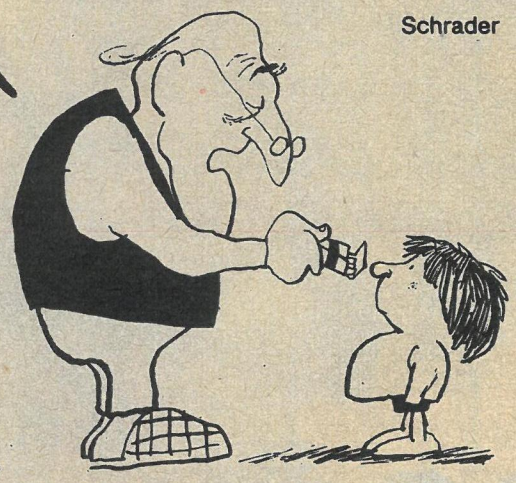
„Verdammt, ich bin erwachsen!"

Steger



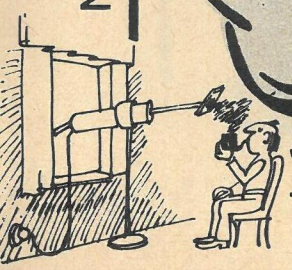
„Du kannst ihm mit einem Schlag das Rauchen abgewöhnen!"

Schrader



„Die geliehenen Lullen zurück! Ich gebe das Rauchen auf!"

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



...Doch der Mensch fragt stets: Warum? Wenn er sieht, daß etwas dumm... Heinrich Heine

lernen, neue Gewohnheiten annehmen und Widerspruch ertragen kann. M. v. Ebner-Eschenbach

2 Wochenspruch

Reue bringt Verlorenes nicht wieder.

Sprichwort

er den Wunsch niederringen, diesen aufdringlichen Schuldner die Treppe hinunterzuwerfen. „Gut", sagte er, „geben Sie das Geld her."

„Ich spurtete damals nach Hause, um das Geld zu holen. Aber dann waren Sie schon fort. Der Verkäufer sagte mir, daß Sie ständiger Kunde sind, und versprach mir, Ihre Adresse ausfindig zu machen. Heute endlich habe ich sie bekommen!" „Also nun geben Sie die 25 Stotinki her!" zischte Paraschkowow. „Gut, Sie müssen dann nur noch die Quittung unterschreiben." „Was?" – „Nun, die Quittung. Alle Leute in der Schlange haben gesehen, daß Sie mir 25 Stotinki gaben. Aber hier ist niemand, der bezeugen kann, daß ich das Geld zurückgegeben habe." „Hören Sie! Ihretwegen habe ich eine Ouvertüre verpaßt, und jetzt entgeht mir der ganze Akt einer Oper! Verlassen Sie auf der Stelle meine Wohnung!"

„Aber bitte, nur noch eine Unterschrift. Hier ist eine mit Maschine geschriebene Quittung..." Er griff in die Tasche. Nichts. „So ein Pech. Ich habe das Schreiben im anderen Anzug. In 15 Minuten bin ich wieder da – mit Quittung." Und mit jugendlichem Schwung eilte er die Treppe hinab.

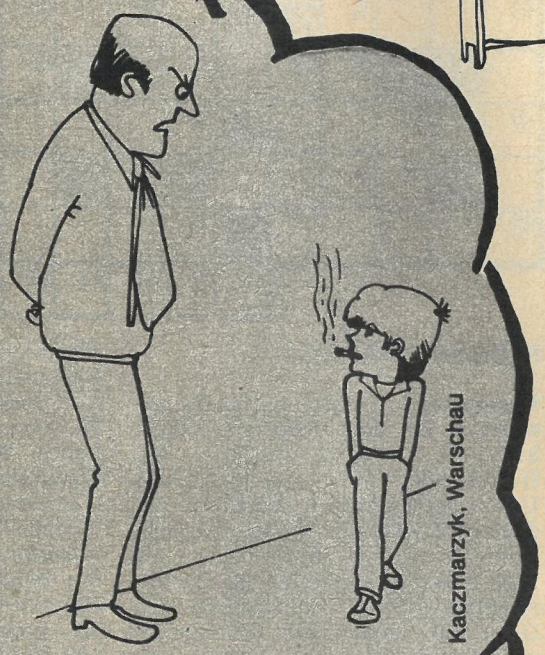
Paraschkowow drehte eilig den Schlüssel herum. Zur Sicherheit legte er noch eine Kette vor die Tür. Dann stellte er die elektrische Klingel ab, schob einen schweren Kleiderständer vor die Tür und kehrte ins Zimmer zurück. Der Fernsehansager kündigte gerade mit leidenschaftsloser Stimme die Fortsetzung des Abendprogramms an.

Aus „Sowjetskaja kultura" übersetzt von Adeline Thomas. Gekürzt

Eine Neigung, die uns packt, wird bald zum Laster. Barbey d'Aurevilly

Der „Mir-ist-ein-Licht-aufgegangen"-Schneck von Sinitzki, Leningrad

Schneider



Kaczmarzyk, Warschau

„Ich habe dir doch schon hundertmal gesagt, du sollst die Hände nicht in die Taschen stecken!"

Der Ratschlag

Ein junger Dshigit fragte einen graubärtigen Alten um Rat: „Ata, ich lerne jetzt rauchen. Was meinst du, nutzt das was?"
„Rauchen ist aus drei Gründen nützlich", antwortete der Alte.
„Erstens wird der, der raucht, nicht alt... Zweitens wird sein Haus nie von Dieben behelligt..."
„Weshalb?"
„Weil der Raucher die ganze Nacht hustet und darum die Diebe denken, daß er nicht schläft. Aber das ist noch nicht alles. Einen, der raucht, beißt kein Hund."
„Warum nicht?"
„Weil der rauchende Mensch früh zum Krüppel wird und am Stock geht. Einen Stock aber, Söhnchen, fürchten auch die bösesten Hunde!"

Aus dem Russischen von Dr. A. Krause

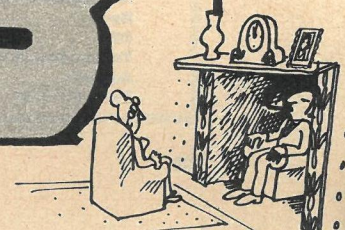
Kasanewski, Kiew

So geht es mit Tabak und Rum: Erst bist du froh, dann fällst du um.
Busch

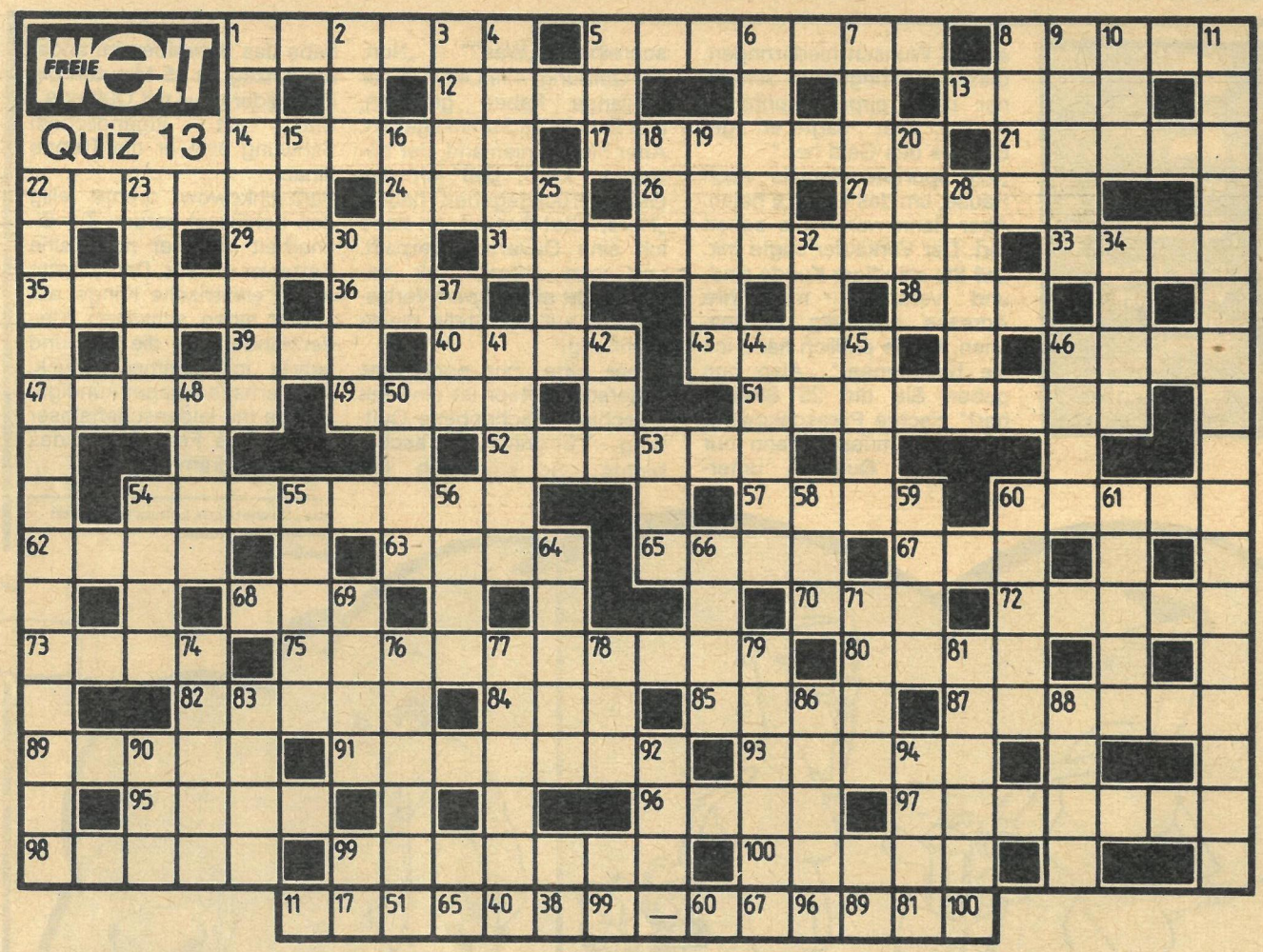
Steger

Bartak, Prag

Jeden reißt seine Leidenschaft hin. Vergil



Man muß die Tugend ehren, wo man das Glück hat, sie zu besitzen. Claude Tillier



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. europäische Hauptstadt, 5. Berliner Universitätsklinikum, 8. Zwiebel (berlin.), 12. Hauptstadt einer sowjetischen Unionsrepublik, 13. Farbton, 14. dünnes Zweigholz, 17. Ministerpräsident (z. B. in Großbritannien), 21. Volk in der Sowjetunion, 22. Berührungsschalter, 24. Nebenfluß der Drau, 26. japanischer Romancier und Dramatiker (geb. 1924), u. a. „Der Kistenmann", 27. alte Einheit der Länge, 29. starke Salzlösung zum Einlegen von Fleisch und Fisch, 31. Berliner Maler (1847–1935), 33. Stoffverbindungslinie, 35. Hauptstadt in Südostasien, 36. Fußballmannschaft, 38. im Altertum Berg auf Kreta, 39. Nebenfluß der Warta, 40. Kurzwort für ein Gerät zur Speicherung elektrischer Energie, 43. Masse der Verpackung, 46. tiefe, schrägrandige Schüssel, 47. islamischer Rechtsgelehrter, 49. Gestalt aus „Madame Pompadour", 51. Begründer der Berliner Universität, 52. sowjetischer Bildhauer (geb. 1917), Schöpfer des Berliner Ernst-Thälmann-Denkmals, 54. frühklassizistischer Architekt (1732–1808), der u. a. das Brandenburger Tor in Berlin schuf, 57. Elch, 60. Stück Kautabak, 62. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 63. englisches Raummaß, 65. Fluß in Italien, 67. armenische Ruinenstätte (Türkei), 68. latein.: Kunst, 70. internationaler Seenotruf, 72. radioaktives chemisches Element, 73. geformtes Brot, 75. Ortsteil von Berlin-Lichtenberg, 80. Ölpflanze, 82. Ölbaumharz, 84. Bergeinschnitt, 85. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 87. altpersischer Statthalter, 89. Fluß in Oberitalien (Landesspr.), 91. Ort in Karatschajo-Tscherkessien, 93. Verwandter, 95. Vegetationsinsel in der Wüste, 96. Nichtfachmann, 97. Krankheitskeim, 98. Hasenlager, 99. junger Berliner Stadtbezirk, 100. Fluß durch Berlin.

Senkrecht: 1. Frauengestalt als Sinnbild Berlins, 2. bengalischer Schriftsteller (gest. 1913), u. a. „Durgadas", 3. Schreitvogel, 4. Berliner Maler (1894–1967), 5. Sportpokal, 6. bauchiges Kelchglas für Wein, 7. Aussprachezeichen, 8. Stadt in der Schweiz, 9. Chef eines dänischen Filmgaunertrios, 10. alte lettische Währungseinheit, 11. Neubaugebiet im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg, 15. Nebenfluß des Arno, 16. kleine Deichschleuse, 18. jugoslawische Insel, 19. DDR-Politiker (gest. 1979), langjähriger Oberbürgermeister Berlins, 20. italienischer Maler (1575–1642), 22. Kulturstätte in Berlin (Platz der Akademie), 23. Altberliner Original, 25. Tauwerk als Einfassung eines Segels (seem.), 28. spanische Bezeichnung für mittel- und südamerikanische Indianer, 30. einflußreicher Theaterkritiker in Berlin, 1933 emigriert (1867–1948), 32. Vulkan in Tansania, 34. volkstümliche Bezeichnung für einen Schwarm Eintagsfliegen, 37. begeisterter Anhänger, 41. trokkene haltbare Kleingebäckstücke, 42. Zeitmesser, 44. nadelartiges Werkzeug (Mz.), 45. Doppeltreffer im Lotto, 46. Blutgefäß, 48. kraterförmige Senke, 50. Vater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 53. Berliner Wappentier, 54. Gott des Feuers (nord. Mythol.), 55. wärmeliebendes Kürbisgewächs, 56. Schriftsteller (1907–1957), u. a. „Der Junge aus dem Hinterhaus", 58. Lotterieschein, 59. Sinnesorgan, 60. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 61. Bewohner eines asiatischen Staates, 64. österreichischer Komponist ungarischer Herkunft (1870–1948), 66. Gestalt aus „Lohengrin", 69. Gewebe, 71. Männername, 74. Berliner Bildhauer (1831–1911), Schöpfer des Neptunbrunnens, 76. Stadt an der Elbe, 77. Führungs- und Haltevorrichtung an Geräten, 78. engl.: alt, 79. Hauptstadt in Nordafrika, 81. Nebenfluß der Rhone, 83. Weinernte, 86. Seil, Tau (seem.), 88. Schlechtwettergebiet, 90. griechische Kykladeninsel, 92. altes schwedisches Längenmaß, 94. Märchenwesen.

Besondere Aufmerksamkeit gilt in unserem Land der Erhaltung und dem Wiederaufbau von kulturhistorisch bedeutenden Bauwerken. Im 750jährigen Berlin wurden und werden in diesem Jahr mehrere solcher Gebäude fertiggestellt und zur Nutzung übergeben. Die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt den Namen eines Hauses, das ursprünglich 1761 bis 1766 erbaut wurde. Heute ist es – unweit seines alten Standortes – im Nikolaiviertel wieder hergestellt und wird vom Märkischen Museum genutzt.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (Zahlenleiste am Rästelrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion „FREIE WELT", Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 13 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

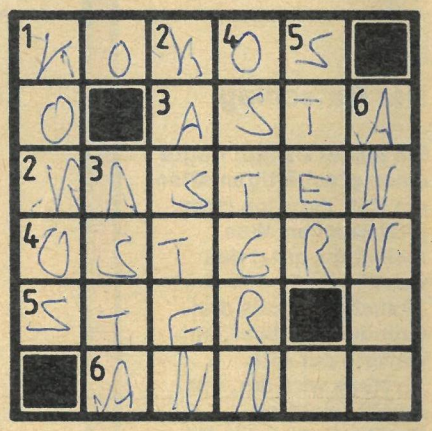
Einsendeschluß ist der 22. Juli 1987 (Poststempel). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 17/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Magische Figur

Wörter folgender Bedeutung sind jeweils waagerecht und senkrecht gleichlautend einzutragen:

1. Naturfaser von Früchten einer Palme (Kurzw.), 2. Holzbehälter, 3. Frauenname (Kurzf.), 4. Frühlingsfest, 5. veraltetes Holzraummaß, 6. Zubehör; Anhängsel.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Sean – Ale – Mai – Rogen – Mimi
Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen des längsten und wasserreichsten Stromes in Europa.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein in einem inneren Organ befindliches Milchprodukt.

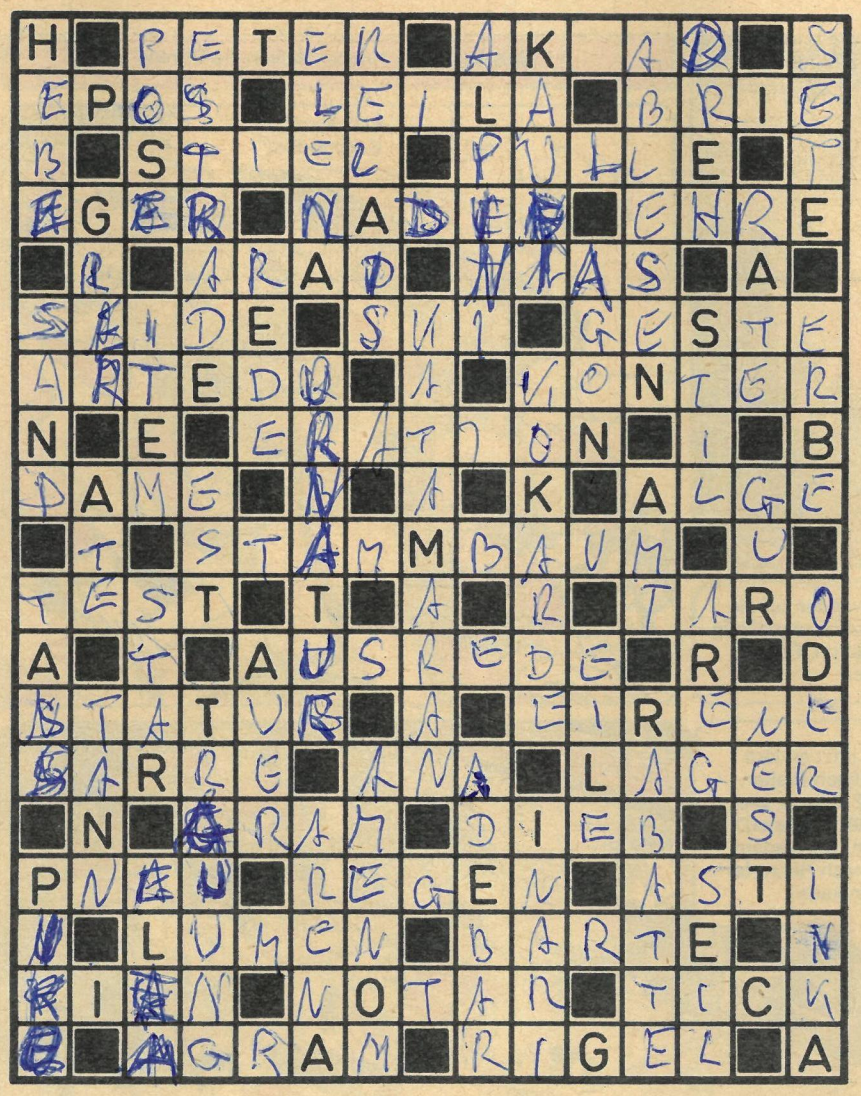
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Kniff, Trick, 2. Probe, Versuch, 3. Schrulle, 4. Hast, 5. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 6. unredlicher Mensch, 7. Gestalt aus „Zar und Zimmermann", 8. Herrscherkaste im alten Peru, 9. elektromagnetischer Schalter, 10. schematische Darstellung der phylogenetischen Beziehungen von Lebewesen, 11. Wintersportgerät, 12. Teilzahlungsbetrag, 13. Name des Storches in der Tierfabel, 14. Stengel; Griff, 15. doppelrümpfiges Segelboot, 16. mehlartiges Mineral, 17. Friedensgöttin (griech. Mythol.), 18. Selbstachtung, 19. Niederschlag, 20. Wettkampf im antiken Griechenland, 21. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule (Unteritalien), 22. Einfassungsbeet, 23. französische Landschaft, 24. Wasserpflanze, 25. Fluß zur Ostsee, 26. Buchstabenverbindung, 27. Schwimmer an der Angelschnur, 28. Stern im Sternbild Orion, 29. Gestalt, Wuchs, 30. Insel vor Sumatra, 31. Vortrag, Referat, 32. Singvogel, 33. harzreiches Holz, 34. Vorsatz bei Einheiten, 35. Erdart, 36. Schachfigur, 37. Sammlung von Aussprüchen, 38. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 39. Sprech-, Ausdrucksweise, 40. Heiratsakt, 41. Notlüge; Vorwand, 42. Abzeichen an Dienstmützen, 43. seelischer Schmerz, 44. Jurist, 45. erzählende Versdichtung, 46. Sanddünenwüste, 47. Quote, Kontingent, 48. Schreibweise, 49. Gebirge in Kirgisien, 50. Wasserbrotwurzel, 51. Vogelbau, 52. alter Name Zagrebs, 53. Depot, Vorratsraum, 54. italienische Gebirgstruppe, 55. Gewebe, 56. Drüsengeschwulst (Med.), 57. sogenanntes Muschelgeld, 58. Behörde, 59. Weinanbaustadt in Italien, 60. im Altertum Stadt in Mesopotamien, 61. See in Finnland, 62. Göttin der Jugend (griech. Mythol.), 63. Stadt in Nordungarn, 64. Nebenfluß der Bode (Kr. Wanzleben), 65. Nachlaßempfänger, 66. Tannenwald (dichter.), 67. Gebärde, Bewegung, 68. Weltnachrichtenagentur, 69. das Vortragen vom Blatt, 70. SI-Einheit des Lichtstroms, 71. volkstümliche künstlerische Veranstaltung, 72. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 73. Stadt in Rumänien, 74. Wettkampfstätte, 75. latein.: ist, 76. schneller Gegenangriff (Sport), 77. österreichischer Erfinder des Gasglühlichtes (1858–1929), 78. Fragepunkt, 79. Hornplatte im Oberkiefer einer Walart, 80. Tau, Strick, 81. Fußpunkt (Astronomie), 82. Luftreifen, 83. schweres Takel (seem.), 84. Flasche (Umgangsspr.).

Silbenrätsel

Aus den nachstehenden Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren dritte und fünfte Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Wilhelm Busch ergeben.

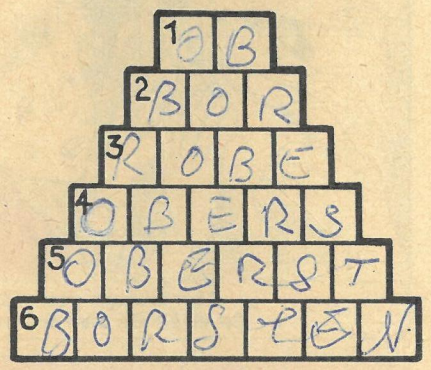
ar – ape – ba – ber – berg – best – best – bre – bri – buk – cen – de – de – del – du – du – dung – ere – ge – ger – git – grad – gramm – ka – ka – kau – kon – klei – la – lai – le – ler – man – me – mi – mie – mit – mo – na – na – ne – nik – nin – no – no – pre – ra – re – rei – ri – se – se – se – sel – sie – ste – stunt – ta – te – tel – tif – tim – trei – tu – werk – wert – zert.

1. Qualle, 2. Einsiedler, 3. Geschütz, 4. bei Leibniz Urbestandteil der Weltsubstanz, 5. als lästig empfundenes Musizieren (Umgangsspr.), 6. Frauenname, 7. Gewinner, Erster, 8. Buch mit bestem Absatz, 9. Schauspieler-Double für gefährliche Szenen, 10. Stadt in Mali, 11. Tomatensorte, 12. Garderobe, 13. Sicherung gegen rechtliche Nachteile (Rechtswesen), 14. sowjetische Hafenstadt an der Ostsee, 15. Rekord, Höchstleistung, 16. in Kurzschrift aufgenommene Ansage, 17. Betrieb der extraktiven Industrie, 18. Erstaufführung, 19. verkehrsgefährdende Fahrweise; Verkehrsrowdytum, 20. russisches Zupfinstrument, 21. appetitanregendes alkoholisches Getränk, 22. Stadt im Osten Ungarns, 23. Helfer bei der Jagd, 24. öffentliche Musikaufführung, 25. giftige Arsenverbindung.

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs und ein weiterer Buchstabe zu verwenden:

1. westsibir. Strom, 2. chem. Element, 3. Amtstracht, 4. süße Sahne (Österr.), 5. Stabsoffizier (Dienstgrad), 6. Schweinehaar (Mz.)



Geschütteltes

Werden Bering und Sel
miteinander verbunden
und verdreht,
ergibt sich ein Kegel,
der in der Ebene steht.

Auflösungen aus Heft 13/1987

Kreuzgitter, Waagerecht: Gerassimow (16), Rasin (32), Piste (31), Nummer (28), Ried (40), Beets (7), Rhein (39), Niete (27), Dill (9), legal (24), Striegel (45), Ebbe (10), Alma (3), Algerien (2), Nasal (26), Thar (48), Sauna (42), Tiara (49), Trakt (50), Tara (47), Reiher (38), Inari (21), Bihar (8), Regulation (36). **Senkrecht:** Gepard (15), Rassel (33), Stern (44), Ionen (22), Olm (29), Ware (52), Rist (41), Rebell (35), Udine (51), Engel (11), Sella (43), Hieb (18), Ilse (20), Oral (30), Erie (12), Ernst (13), Basra (6), anti (5), Maar (25), Alster (4), Ernte (14), Ration (34), Aarau (1), Taiga (46), Reif (37), Kram (23), Huê (19).

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. Sirius, Rastral, (G), 2. TAROM (B, D, J, K, M), 3. Kennel, Tonnage (G), 4. Elea, Osaka (F, K, M). 5. Bantu, Riege (A, C, I), 6. Gehen, Egart (F, L, N), 7. Spiel, Eber (B, D, J), 8. Eingang, Lemure (H), 9. Eeden (B, D, E, K, M), 10. Fraktur, Eirene (H).
Senkrecht: A Sake, Greif, B Elfe, C Rune, Hanna, D Nabe, E Ute, ANSA, F Salon, Pneu, G Steiger, H Rotauge, I Amok, Allee, J Narr, Eni, K Item, L Raabe, Bube, M Geer, N Liege, Rebe.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Train, 2. Armin, 3. Tanne, 4. Paula, 5. Kru, 7. Tur.
Von der Zahl nach links: 2. Art, 3. Traum, 4. Pamir, 5. Kanin, 6. Brunn, 8. Ule.
Um die Ecke gedacht: Regenbogen
Einer fehlt: Sto(l)a, Kan(o)ne, Mar(i)ne, Sch(r)ott, Sti(e)l. – Loire.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Nero,. 3. Pelle, 5. Tomate, 7. Levade, 8. Salome, 9. Terpentin, 12. Radi, 13. Tante.
Senkrecht: 1. Neto, 2. Roma, 4. Legende, 6. Telemeter, 8. Samara, 10. Pentan, 11. Tinte.
Umstellrätsel: Eins, Ramme, Feile, Uta, Rotte, Ton. – Erfurt.

Raten und Rechnen:

2128		:	56	=	38
–			×		+
304	+		26	=	330
1824		–	1456	=	368

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 10) aus Heft 11/1987

Waagerecht: 1. Dershawin, 6. Mendelejew, 11. Emu, 12. Eosin, 13. non, 14. Rispe, 15. Cheb, 17. Krapp, 19. Don, 21. nie, 22. Reh, 23. Ring, 26. Reue, 28. Tort, 29. Esel, 31. Para, 34. Ale, 35. Grabar, 38. Lokal, 40. Lea, 41. Gagarin, 42. Gast, 44. Aral, 46. Nanna, 48. Liter, 50. Ana, 51. Odra, 52. Rau, 54. Nubuk, 57. Tatar, 58. Adda, 60. Seni, 61. Sandale, 62. Eis, 64. Aarau, 65. Gilels, 67. Ion, 68. SKET, 71. Neer, 73. Asen, 74. Itil, 76. Ales, 79. Alm, 80. Kos, 81. SOS, 83. Tarim, 84. Wert, 86. Alibi, 87. Egk, 88. Panne, 89. Ern, 90. Isere, 91. Lomonossow, 92. Ehrenburg.

Senkrecht: 1. Dnepr, 2. Rasin, 3. Hand, 4. Wanne, 5. Nenner, 6. Mure, 7. Nestor, 8. Ebert, 9. Eiche, 10. Ehe, 16. Belinski, 17. Kap, 18. Aar, 20. Orel, 24. Inka, 25. Galan, 27. Uganda, 28. Tamara, 30. Strebe, 32. Alai, 33. Alte, 36. Anna, 37. Egon, 39. Arate, 41. Gouda, 42. Glasunow, 43. Stunde, 45. Latein, 47. Arrest, 49. Rial, 51. Otte, 53. Adana, 55. Usus, 56. Unze, 59. Arve, 63. Silo, 65. Genius, 66. Lisene, 69. Karmen, 70. Tampen, 72. Ratio, 73. Amado, 75. Iskar, 77. Lenau, 78. Steig, 80. Kiew, 82. Span, 85. Ero. – **Lösungswort:** Legierung INPAL

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Karin Bundesmann, Calau, 7540

2. Preis:
75,– M Otto Schmidt, Leisnig, 7320

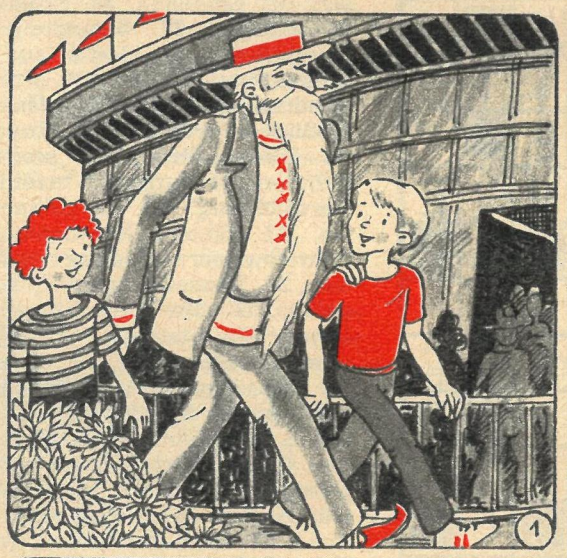
3. Preis
50,– M Christel Winter, Anklam, 2140

4. bis 8. Preis:
je 25 M I. Rabenseifner, Rostock, 2520; Rainer Herrmann, Rudolstadt, 6820; Werner Pohle, Berlin, 1055; Gisela Brandes, Güterglück, 3401; Dieter Wagner, Olbersdorf, 8809

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 7

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

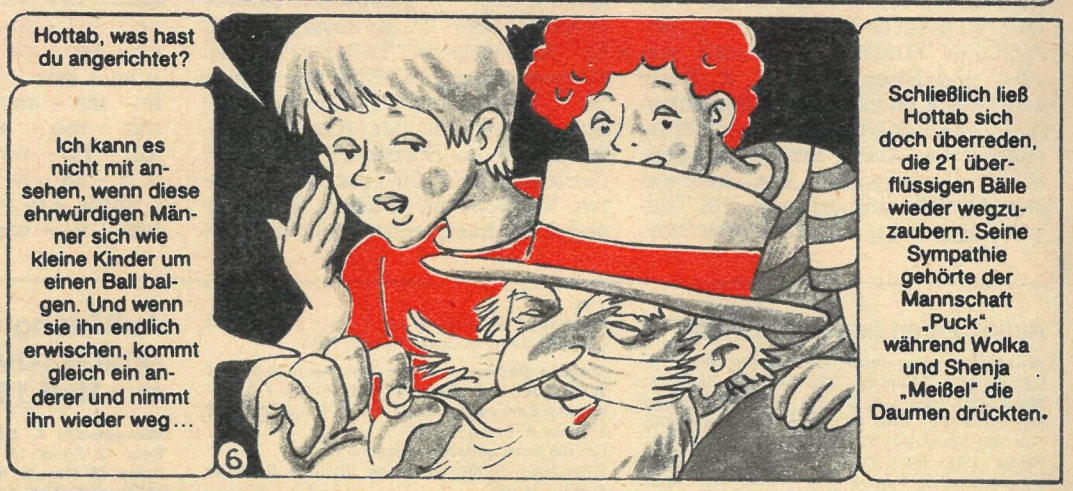


Die Himbeerkonfitüre hatte Hottab wieder auf die Beine gebracht. Neugierig und unternehmungslustig begleitete er seine Freunde ins Stadion, Fußball hatte er noch nie gesehen.

Und was klang ihm plötzlich in die Ohren?

Aber sie kann doch nichts dafür! Bei einem Eis wäre dir nichts passiert!

Noch ehe die Jungs ein Wort erwidern konnten, geschah Ungeheuerliches...



Schließlich ließ Hottab sich doch überreden, die 21 überflüssigen Bälle wieder wegzuzaubern. Seine Sympathie gehörte der Mannschaft „Puck", während Wolka und Shenja „Meißel" die Daumen drückten.

Ein verhängnisvoller Tip. Hottab begriff, wie er „seiner" Mannschaft helfen konnte.

Fortsetzung von Seite 35

Nur eine Liebe

Kollegen Šimáček begrüßt. Endlich würde Jan wieder die Telefongespräche entgegennehmen und Šimáčeks beiden Frauen mitteilen, daß der Kollege momentan nicht anwesend sei.

„Ich bin zu der Ansicht gekommen", sagte Kollege Šimáček tiefsinnig, „daß die Liebe zwar eine mächtige Zauberkraft hat, von einem Märchen jedoch meilenweit entfernt ist. Wenn ich Zaubermacht hätte, würde ich sie jedenfalls woandershin richten."

Toman seufzte nur und schützte vor, sich in die Arbeit mit den täglichen Berichten zu stürzen. In Wirklichkeit dachte er darüber nach, was er sagen sollte, wenn Daneš nach Marie fragen würde. Er zweifelte nicht daran, daß Helena ihn unverzüglich anrufen würde.

Erst später erfuhr er, daß Daneš außer Haus war, und das erleichterte ihn ungemein. Als er endlich weggehen konnte, wartete Marie schon am bekannten Ort auf ihn und lief ihm mit einem frohen Lächeln entgegen.

„Wie ist es ausgegangen?"

„Hervorragend. Ich habe ein Zimmer. Das Hotel ist zwar nicht sehr schön, aber was macht das schon? Der Pförtner hat mich auch streng darauf hingewiesen, das sei vorerst nur für drei Tage."

„So wenig?" fragte er erschrokken.

„Ganze drei Tage, verstehst du nicht, daß das viel ist? Wir kennen uns doch auch erst ein paar Tage!"

„Ich würde sagen, wir kennen uns schon eine ganze Ewigkeit. Wir kannten uns wahrscheinlich schon, bevor wir geboren wurden."

Dieser zärtliche Unsinn rührte sie natürlich zutiefst. Liebende haben eine etwas vereinfachte Philosophie.

Als er mit Marie und dem Gepäck das Hotel betrat, war er ein wenig bestürzt. Das Hotel wirkte tatsächlich heruntergekommen, auf der Treppe war einst mit Ölfarbe ein roter Teppich aufgemalt, aber den hatten schon alle jene abgetreten, die hier gegangen war, und deren waren nicht wenige.

Der stopplige Pförtner maß Jan mit einem finsteren Blick. „Bleibt der Herr länger hier?"

„Nein, warum?" fragte Jan erstaunt und legte einen kleinen Geldschein auf den Rezeptionstisch. Der Pförtner wischte ihn mit einer geübten Bewegung in die Schublade und fügte hinzu: „Ansonsten müßte ich den Ausweis des Herrn sehen."

Im Zimmer stand ein wackliger Tisch mit einem einzigen Sessel, der dringend eine Reinigung nötig hatte, ein Schrank, der beim Öffnen ein langgezogenes Quietschen von sich gab, und ein Bett, das zum Glück weniger geräuschvoll war.

„Es ist nicht sehr schön, aber wenn ich ein paar Blumen in die Vase stecke, sieht es hier gleich viel besser aus", sagte sie beherzt. Er umarmte sie dankbar. Liebende brauchen wenig zum Leben und zur Liebe noch weniger, eigentlich gar nichts, sie genügen sich völlig selbst.

Sie lagen auf dem schmalen Hotelbett und schmiegten sich aneinander. Nicht mehr aus Sehnsucht, sondern nur noch aus Bangigkeit, weil wieder ein Tag für sie vergangen war. Er streichelte Maries Haar, das auf dem Kissen lag. Sie lächelte, obwohl sie weit davon entfernt war, fröhlich zu sein.

„Siehst du, daß es hier besser ist... Wann mußt du nach Hause gehen?"

„Erst abends. Heute nachmittag bin ich zu einem Vortrag von Herrn Chýle gegangen."

„Ein schrecklich netter Mann... Und morgen?"

„Morgen habe ich eine Konferenz zu unserem Arbeitsplan." Sie streichelte seine Wange. „Fällt es dir schwer zu lügen?" Er antwortete nicht, weil er es nicht zugeben wollte.

„Ich verstehe dich, das ist nicht leicht. Auch ich möchte ohne Verstellung mit dir leben. Aber das ist in unserer Welt nur schwer möglich. Wenn du mich bei mir zu Hause besuchst, werden wir auch dort lügen müssen. Ich sage, du bist mein Stiefbruder."

Sie lachten, als ob all das nicht mehr als traurig wäre. Dann sprachen sie über viele Dinge, aber einem wichen sie aus. Ihre Zukunft stand vor ihnen wie ein dunkler Wall, der nicht leicht zu überschreiten sein würde.

Zuerst war das Marie klar geworden, eigentlich schon damals, als sie zum erstenmal Helena gegenüberstand, und noch stärker danach, als sie ihre Tochter kennengelernt hatte. Die Ehefrau wird aus seiner Vaterliebe ihre stärkste Waffe machen. Und damit wird sie einmal angreifen.

Jan hatte sich das bisher kaum eingestanden. Schließlich gibt es so viele Ehen, in denen Kinder sind, und dennoch lassen sich die Leute scheiden. Gut ist das nicht, angenehm ist das nicht, aber es kommt vor... Je länger er Marie kannte, desto schwerer schien ihm das allerdings alles.

„Ich weiß, daß du Sorgen hast", sagte sie leise. „Sag nichts, ich hab doch die gleichen. Untreue ist nicht schwer, die wirkliche Last ist die Liebe."

Sie schmiegten sich wieder aneinander, um das Gefühl zu verdrängen, plötzlich allein zu sein.

Natürlich gab es eine gewisse Hoffnung, doch Marie fürchtete sich, über sie zu sprechen. Diese Hoffnung war so schwach und unsicher, daß sie sich nicht darauf verlassen konnte. Aber sie war da... Schließlich war sie doch nach Prag gekommen, damit ihr Daneš zu einer Arbeit verhalf. Sie war nicht so naiv, um zu glauben, was er immer behauptete, wenn er zu ihr kam: Du betrittst direkt die Bretter, die die Welt bedeuten... Als sie ihre Konzerte in den Ferienheimen hatte, wurde ihr klar, daß alles viel schwieriger sein würde. Aber eine Hoffnung gab es doch. Eine Stelle in einem Chor könnte sich für sie vielleicht finden. Oder vielleicht könnte sie als Korrepetitor arbeiten. Einfach irgend etwas, damit sie in seiner Nähe in Prag bleiben konnte. Sie könnten sich weiterhin heimlich treffen, viele Menschen leben so. Das ist zwar weder sehr angenehm noch bequem, aber möglich ist es. Auch eine kleine Freude ist eine große Hoffnung!

Aber kann es eine kleine Liebe geben? fragt eine versucherische Stimme.

Wohl nicht. Doch wir werden uns immer mit der größten Liebe lieben!

„Woran denkst du?" fragt er sie plötzlich.

„An unsere Zukunft."

„Haben wir eine?"

„Ich glaube, ja. In unseren Herzen."

Das ist schön gesagt. So schön, daß wir gar nicht auf den Gedanken verfallen zu fragen, ob das überhaupt wahr sein kann.

Wie ist das Herz eigentlich dazu gekommen, daß die Menschen ausgerechnet dahinein das am wenigsten beständige Gefühl, das die Liebe zweifelsohne ist, verlegt haben? Das Herz ist doch gerade das arbeitsamste Organ, keinen Augenblick, weder tags noch nachts, unterbricht es seine Rackerei. Wenn wir selbst soviel Wasser pumpen müßten, wie das Herz Blut pumpen muß, würden wir wohl kein hohes Alter erreichen.

Hat nicht also im Herzen eher die menschliche Güte und Weisheit ihren Sitz?

Die östlichen Völker behaupten, die menschliche Weisheit sitze im Bauch; die Statuen der chinesischen Götter sind immer dickbäuchig, offenbar aus diesem Grund. Das Mittelalter hat das gesamte Wesen des Menschen in die Leber plaziert. Schwer zu entscheiden.

Dabei ist die Liebe keineswegs ein idyllisches Gefühl. Die Griechen beteten zu Recht: Eros ammechate machon! Eros, unbesiegbarer Kämpfer!

Ist die Liebe also ein Kampf? Oder ist es nur der Trieb, das menschliche Geschlecht zu erhalten, und dann befindet sich ihr Sitz in den Drüsen, die zur Fortpflanzung dienen? Viele Liebende werden jedoch bereitwillig eingestehen, daß sie an die Fortpflanzung sicherheitshalber am allerwenigsten denken.

Und wenn nun die Liebe nur die wilde Begierde der Leidenschaft ist, die sich geschickt mit einem erhabenen Gefühl maskiert? Die Liebenden erwidern, keineswegs, denn die Begierde reißt den Menschen zu Schlechtigkeiten hin, während die Liebe ihn erhebt. Gut, geben wir ihnen recht, sie sind schließlich in gewissem Maße Fachleute.

Aber was sagen wir dazu, daß jenes zarte Gefühl, genannt Liebe – wie wir gut wissen – auch tötet? Manchmal mit einemmal, manchmal langsam, worin kein großer Unterschied ist.

Ich höre die Einwände der Liebenden: Na und? Sollen wir die Liebe deshalb meiden? Anders als mit dem Tod kann ein Mensch doch nicht enden. Möge uns also die Liebe den Tod bringen, das ist besser, als wenn das Alter ihn bringt.

Wie man sieht, sind Betrachtungen über die Liebe nicht einfach, und zu einer eindeutigen Schlußfolgerung zu gelangen ist schwierig, was seit jeher das Schicksal philosophischer Überlegungen ist.

Wenn wir den Sitz der Liebe im menschlichen Körper suchen, und alle Organe, Leber, Lunge, Herz, Nieren, Speicheldrüsen und Brustdrüsen durchgegangen sind, kommen wir zu der Schlußfolgerung, daß die Liebe eigentlich überall sitzt, denn der Liebende liebt das Haar der Geliebten ebenso wie ihren Daumen, wie die Linie des Nakkens, wie das Gebiet der Brüste, wie eine Hautfalte, wie den Duft des Atems.

Und ebenso die Geliebte. Wie wir wissen, forderte in der sonnigen Provence im XII. Jahrhundert eine Dame den Mann, der sie verehrte, um einen seltsamen Beweis seiner Zuneigung: Sie verlangte von ihm, sich den Daumennagel abzureißen und ihn ihr in Begleitung von fünfzig Liebespaaren zu schicken, die diesen blutigen Liebesbeweis wirklich bis zu ihrem Lager brachten. Er gewann die unsterbliche Liebe, und Nägel blieben ihm noch genug.

Wir kommen zu der Ansicht, daß die Liebe nicht nur überall im menschlichen Körper ausgebreitet ist, sondern daß sie auch unteilbarer Bestandteil des gesamten Lebens ist. Wir bedauern öffentlich jeden, der sie aus diesen oder jenen Gründen nicht kennenlernte, denn er wurde um das Wesentlichste betrogen.

Wenn ein Mensch schon sterben soll, möge es durch den Pfeil der Liebe geschehen, der ist angenehmer als jeder andere Pfeil, deren es so viele auf der Welt gibt, daß es einem schwarz vor Augen wird: Pfeile der Bosheit, der Verleumdung, des Hasses, des Neides, der Gier, der Dummheit... Liebe gibt es jedoch nur eine. Ach ja, nur eine, wobei immer zwei dazu nötig sind, damit sie überhaupt entstehen kann.

Und siehe, die zwei sind hier, seien wir barmherzig zu ihnen!

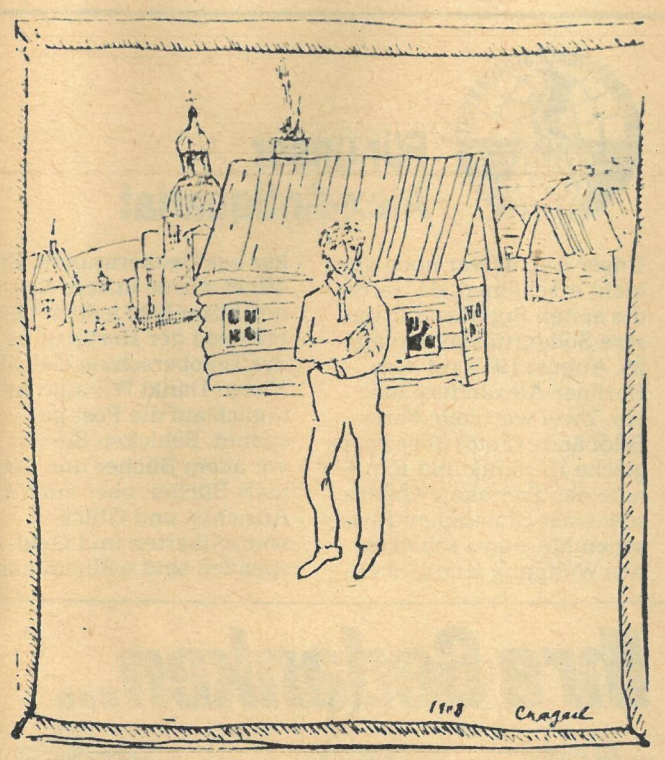
Deutsch von Barbara Zulkarnain

Der Maler
Marc Chagall

Witebsker Jahre

Das Haus der Eltern in den zwanziger Jahren (oben)
Der Vater (links)

Chagall als Zeichenlehrer in der Waisenkolonie Malachowka 1921



Vor dem Vaterhaus, 1908

Die Mutter

Marc Chagall (im Bild links oben) mit Eltern, Geschwistern und Onkel

Manche Stadt auf der Welt ist mit Paris verglichen worden. Nur einmal aber wohl mußte es sich die Vielgerühmte an der Seine gefallen lassen, ihrerseits ein zweites Witebsk genannt zu werden. Wo liegt das, würde der Durchschnittspariser Monsieur Dupont fragen.

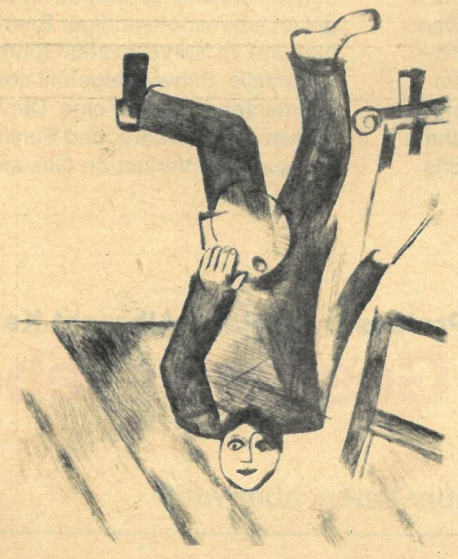
Witebsk liegt dort, wo vor hundert Jahren der Maler Marc Chagall geboren wurde, im Belorussischen, beiderseits des Flusses Dwina. 1887 zählte es sechstausend Einwohner, fast die Hälfte waren Juden wie der Gehilfe im Heringshandel Zahar Chagall und seine Frau Feiga-Ita, deren erstes von neun Kindern Marc gerufen wurde. Der Maler Marc Chagall ist Monsieur Dupont bekannt, doch wird er ihn bisher den französischen Kunstgrößen zugeschlagen haben. „Das Land, das die Wurzeln meiner Kunst genährt hat, war Witebsk, aber meine Kunst braucht Paris, wie ein Baum Wasser braucht", hat Chagall geschrieben und Paris sein zweites Witebsk genannt. Rußland und Witebsk haben ihn fürs ganze Leben geprägt. In Paris fand er sein berühmtes Blau.

Witebsk ist dort, wo der Großvater aufs Dach stieg, um Ruhe zu haben, wo der Nachbar auf der Geige kratzte und abends Stunden gab, wo der Junge Marc sich nicht vorstellen konnte, daß er jemals etwas Nützliches leisten würde, wo zu Hause die große Geborgenheit war, aber niemand fragte, welchen Beruf einer ergreifen wolle. „Wenn man arm ist, kennt man keine Berufung, sondern nimmt die erste beste Arbeit an..." Doch: „Eines schönen Tages (aber alle Tage sind schön), als meine Mutter das Brot in den Ofen schob, kam ich zu ihr, faßte ihren mehligen Arm... und sagte: ... ‚Sieh mal, Mama, bin ich denn ein Mensch wie die anderen? Wozu tauge ich? Ich möchte Maler werden.' " Das hieß zu darben und zu verzichten, sich als Jude den Repressalien des zaristischen Systems auszusetzen. In Petersburg war er Schüler von Lew Bakst, einem Maler und Bühnenbildner, der die Neigungen Chagalls für die jüdisch-russische Folklore förderte. Ein reicher Gönner stiftete für den Begabten wenig später ein Stipendium, das ihm das Studium in Paris ermöglichte. Chagall richtete sich für einige Jahre im legendären Bienenkorb ein, dem Atelierhaus „La Ruche", machte Bekanntschaft mit den Malern Léger und Modigliani, den Schriftstellern Apollinaire, Cendrars und Ehrenburg. Aber die Sehnsucht zur über alles geliebten schönen Bella zog ihn zurück nach Witebsk. Bella wurde seine Frau. Der Krieg von 1914 bis 1918 überraschte ihn und hielt ihn in Witebsk fest. Am ersten Jahrestag der Oktoberrevolution flatterten an der Dwina purpurne Pferde und grüne Kühe auf Fahnen, dreihundertfünfzig Spruchbänder verkündeten Losungen wie „Friede den Hütten und Krieg den Palästen". Alle Anstreicher der Stadt waren angehalten, Chagalls Entwürfe zu kopieren. „Und am 25. Oktober schaukelten meine farbenprächtigen Tiere, von Revolution geschwellt, durch die ganze Stadt. Die Arbeiter marschierten und sangen die Internationale...", wie Chagall schreibt. Lunatscharskis Mandat Nr. 3051 hatte gelautet: „Gen. Künstler Marc CHAGALL wird zum Kommissar für Kunstangelegenheiten im Witebsker Gouvernement ernannt."

In seiner Heimatstadt gründete er sogleich eine Kunstakademie, holte unter anderen Künstler wie El Lissitzky oder Malewitsch als Lehrer nach Witebsk. Mit Kasimir Malewitsch, der einer gegenstandslosen Welt in der Kunst das Wort redete, geriet Chagall bald ebenso in Konflikt wie mit denen, die seine Malerei als zu phantastisch, zu subjektivistisch betrachteten. Der zornige, verletzliche, die Revolution mit dem Gefühl verfechtende junge Mann fühlte sich unverstanden und seinen Aufgaben nicht gewachsen. Mit Einwilligung Lunatscharskis kehrte er 1922 in seine Wahlheimat Frankreich und zu seinem Werk in Paris zurück. Den Orten seiner Kindheit, dem Witebsker Lebenskreis, blieb er dennoch treu verbunden. Ihnen widmete er viele Bilder und Worte, schmerzliche, sorgenvolle, als Witebsk von den Faschisten geschleift wurde, freundliche zu zahlreichen guten Anlässen. Fast neunzigjährig, sah er das Land seines Ursprungs noch einmal wieder. Mit Ausstellungen seiner Werke wurde er in Moskau und Leningrad als einer der Großen der Weltkunst geehrt.

Constanze Treuber

An der Staffelei (rechts)
„Rußland lag unter einer Decke von Eis. Lenin hat ihm den Sinn für oben und unten vertauscht, so wie ich meine Bilder umdrehe..." so der Künstler in seinen Erinnerungen.



Fotos und Reproduktionen: Archiv

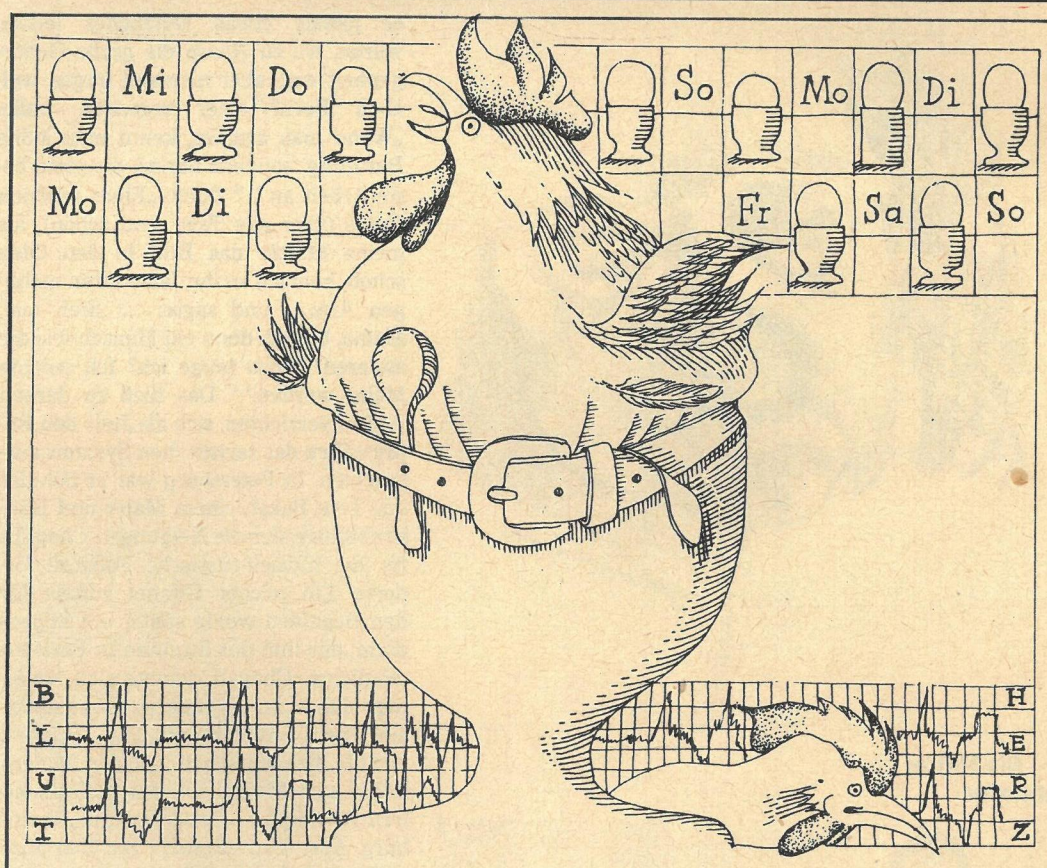


Illustration: Heinz Klemrath

Irrwege beim Fasten:

Wie gut ist die Eierkur?

Als einfaches Patentrezept zum schnellen Abnehmen wird oft die Eierkur ins Gespräch gebracht. Wenn man diese „Kur" konsequent durchhalten will, muß man innerhalb einer Woche 26 gekochte Eier verkonsumieren. Wer die genauen Vorschriften einhält, wird bei gleichmäßiger Verteilung von 3 bis 4 Eiern pro Tag ausreichend satt. Die Eiweißmenge genügt für die Erhaltung wichtiger Lebensprozesse und Organfunktionen. Vitamine und Mineralstoffe werden ebenfalls mit dieser Diät hinreichend aufgenommen. Doch die sich ständig wiederholenden „Eiergerichte" sind zwar sättigend, aber geschmacklich einseitig. Für empfindliche Mägen sind sie dazu noch schwer verdaulich, und sie enthalten im Durchschnitt pro Tag etwa die dreifache Menge an Cholesterol – im Vergleich zu Empfehlungen für eine gesunde Ernährung. Damit werden Blutfettspiegel und Herzkreislauf zusätzlich belastet. Entsprechend den Hinweisen zur Eierkur darf sie nur eine Woche angewendet werden. Höchstens dreimal im Jahr – also im Abstand von 4 Monaten – sollte diese Reduktionskur durchgeführt werden. Ihre kurze Dauer, die sehr hohe Aufnahme von Cholesterol und die geschmackliche Einseitigkeit machen jedoch die Eierkur für eine dauerhafte Gewichtsabnahme praktisch untauglich. Langjährige Erfahrungen mit solchen einseitigen Diäten haben gezeigt, daß es zwar kurzzeitig zu einer spürbaren Reduzierung des Körpergewichts kommt, daß aber die natürliche Gegenreaktion des Körpers in den nachfolgenden Wochen zum schnellen Wiederanstieg des Körpergewichts führt.

Eine andere, nicht weniger gefährliche Reduktionskost ist die Punktediät. Wer sich danach richtet, darf nur wenig Kohlenhydrate, aber viel Fett verzehren. Dadurch kommt es zu einem weiteren Anstieg des Blutfettspiegels, der bei Übergewicht sowieso meistens zu hoch ist. Das führt zu einem noch höheren Risiko für Arterienverkalkung und Herzinfarkt. Die extreme Reduzierung der Kohlenhydrataufnahme während der Punktediät kann in Verbindung mit einem schnellen Gewichtsverlust zum Mangel an lebensnotwendiger Energie im Gehirn und im Nervensystem führen. Schwächeanfälle, Schwindelgefühl und Kopfschmerzen sind die Folge. Der Gewichtsverlust durch Eierkur und Punktediät ist daher auch ein Verlust an Gesundheit.

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 5

Im nächsten Heft: Richtig abnehmen, aber wie?

Für unser Alex-Antiquariat

Unser Aufruf war noch gar nicht erschienen, da trafen die ersten Spenden für unsere Solidaritätsaktion am 28. August 1987 auf dem Berliner Alexanderplatz ein. Zwei wertvolle Farb-Bildbände (Foto) über georgische Keramik und Exponate der Tretjakow-Galerie sowie des Staatlichen Russischen Museums schickte uns Wolfgang Kuchenbekker aus Ueckermünde. Eröffnet wurde unsere Spender-Ehrenliste jedoch bereits von der Hortgruppe I der Teiloberschule Ockrilla. Vielen Dank! Wir sind nun täglich auf die Post gespannt. Schicken Sie uns vor allem Bücher und nochmals Bücher, aber auch alte Ansichts- und Glückwunschkarten und Geldspenden sind willkommen.

Ihre Gedanken...

...zu diesem Foto erbaten wir in Heft 10/87. Die Postmappe ist voller Erfahrungen, Erlebnisse und Überlegungen zum Thema „Schlüsseltechnologien". Hier weitere Briefauszüge:

Der Junge auf dem Foto darf und soll viel lernen. Das Wissen wird ihm geboten, er muß es sich nur durch Fleiß aneignen. Und was kann er hoffen? In unserem Staat und in unserer Zeit sehr viel. Wenn Feuerwerkskörper und Glocken das Jahr 2000 verkünden,

Besonders Sonderstempel...

Ihre Veröffentlichungen über Berlin-Motive im Markenbild (FW 4, 9 u. 10/87) regten mich an, die Ausstellung „Berlin auf Briefmarken und Münzen" im neueröffneten Flügel des Postmuseums zu besuchen. Mir fiel auf, daß kaum Briefmarken an sich, sondern hauptsächlich Karten, Briefe usw. gezeigt werden. Vielleicht sollte man Marken zum Thema „750 Jahre Berlin" auch nicht nur „lose" sammeln?

Peter Schröder, Berlin

Zunächst bleibt zu wiederholen, daß die Aussage einer Sammlung stets erhöht wird, wenn nicht nur Postwertzeichen, sondern auch andere postalische Belege darin aufgenommen werden. Sie erhöhen die gesellschaftliche Aussage. Als Beispiel sei ein Exponat der Ausstellung erwähnt: eine Postkarte vom Berliner Magistrat mit dem eingedruckten Hinweis, daß der Empfänger als Teilnehmer der Aufbau-Lotterie eine Wohnung gewonnen hat. Solch ein Beleg sagt in Verbindung mit der damaligen Serie für das Nationale Aufbauwerk weit mehr aus als nur die Markenausgabe allein. Wenn Sie sich Belege von Sonderausgaben zum Berlin-Jubiläum aufheben wollen, würde ich empfehlen, von den Veranstaltungen, wo Sonderpostämter eingesetzt sind, ein Erinnerungsstück mitzunehmen. Von

Unter allen Beteiligten verlosen wir 30 wertvolle Souvenirs aus Freundesland. Päckchen und Pakete senden Sie bitte an
Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Geldüberweisungen erbitten wir auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122
Jede Sendung – ob Zahlkarte, Brief mit Einzahlungsbeleg, Päckchen oder Paket – versehen Sie bitte mit dem deutlichen Vermerk
FREIE WELT Solidarität 1987

Preisfrage

Heft 14/87

Woher bekommt der Mensch 90 Prozent seiner Informationen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1× 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 16/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. Juli 1987. Auflösung von Heft 12/87: 35 Millionen Tonnen. Wir gratulieren K. Fiedlschuster, Reichenbach.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Ulrich Burchert, Detlef Christel

Wer schreibt uns?

Alexander Oserow, 21 Jahre, Student. Interessen: Musik, Kino, Fußball. Sammelt Fußballwimpel und -journale. Wünscht Briefwechsel in russisch, deutsch oder französisch. UdSSR, 460036 Orenburg, ul. Karagandinskaja d. 98, kw. 79

Schüler des Klubs „Meridian" suchen Brieffreunde. UdSSR, Gernopolskaja oblast, 283300 Sborow, Wosmiletnjaja schkola, KID „Meridian"

ist er gute 20 Jahre alt. Welchen Weg wird er gehen? Die Anwendungsbereiche der Elektronik sind heute schon zahlreich und werden weiter zunehmen…

Heinz Hensmann, Berlin

Ich bin ein „Hans" von 60 Jahren und Vollinvalide. Wenn ich auch selbst keinen Computer mehr bedienen werde, so will ich auf keinen Fall zu denen gehören, die keine Ahnung davon haben. Deshalb verfolge ich die Fernsehsendungen „Wettlauf mit der Zeit".

Heinz Rathke, Hoyerswerda

Vor mir liegen Aktenstücke für die Chronik von Schenkenberg. Gewissenhaft sind die Ausgaben der einklassigen Volksschule aufgeführt: Im Jahre 1893 für eine Wandfibel 3,75 Mark. Dann zwei Jahre keinen Pfennig für Lehrmittel. Erst 1896 wurden „zu Unterrichtszwecken" zwei Mark ausgegeben. Welten liegen zwischen diesen Eintragungen und dem abgebildeten Elektronikkabinett.

Gerhard Hube, Schenkenberg

In unserem Staat stehen für die Jugend so viele Entwicklungsmöglichkeiten offen. Das kann man von der Jugend in kapitalistischen Staaten nicht sagen.

Herbert Skirka, Stralsund

Dazu ein Zitat aus einer ADN-Meldung vom 4. Juni 1987: Jedes dritte der 40 Millionen Schulkinder in den USA läuft ernsthaft Gefahr, in der Ausbildung und in der Gesellschaft zu scheitern. Dieser Fakt stellt die Nation nach Auffassung von elf führenden Bildungsorganisationen des Landes vor ernste Zukunftsprobleme.

Zum Teil bedingt auch das Fehlen von Arbeitskräften den Einsatz vollautomatisch gesteuerter Produktionslinien…

Siegfried Roßdorf, Wolfen

Hierzu eine Ergänzung von Wolfgang Scheel, Leiter unserer Wirtschaftsredaktion:

Zum Teil, ja. Doch Ausgangspunkt für die Entwicklung und den Einsatz von Schlüsseltechnologien ist unser Ziel, mit Hilfe der wachsenden Leistungskraft unserer Wirtschaft immer besser das materielle und kulturelle Lebensniveau zu gestalten. Die wissenschaftlich-technische Revolution fordert uns heraus. CAD/CAM-Stationen und Roboter, Biotechnologien und mikroelektronische Bauelemente richtig angewandt, bewirken eine Steigerung der Produktivität bei bestimmten Erzeugnissen um mehr als 300 Prozent, beseitigen gleichzeitig Arbeitserschwernisse, tragen zur ständigen Verbesserung des Verhältnisses von Aufwand und Nutzen bei. Und auch Arbeitskräfte werden durch computergesteuerte Konstruktionsarbeiten oder vollautomatisierte Produktionsabschnitte freigesetzt. Dieses Arbeitsvermögen gilt es richtig anzuwenden: Wir brauchen eine wachsende Zahl für die Schichtarbeit an neugeschaffenen hochmodernen Anlagen, für Konsumgüterproduktion und Dienstleistungen sowie vor allem für den Rationalisierungsmittelbau.

Seit meiner Kindheit habe ich jeden beneidet, der lernen durfte. Ich mußte in einer Armaturenfabrik Geld verdienen – aber eine Ausbildung zum Feinmechaniker oder auch nur zum Einrichter war für ein Mädchen ausgeschlossen! Und die Kinder heute? Sie wissen, daß sie in ihrem Leben nicht auslernen, weil immer neue Erkenntnisse und Anforderungen vor ihnen stehen. Ich hoffe, daß sie dieses Lernendürfen später zum Wohle aller anwenden, daß sie immer die Konsequenzen ihrer Forschungsergebnisse vor Augen haben und daß sie einmal bewußt den Wissensdrang ihrer Nachkommen lenken zum Aufbau einer Welt, der Krieg und Hunger fremd sind, nicht nur auf unserem Kontinent.

Maria Möltgen, Dresden

der Ausstellung im Postmuseum beispielsweise eine Souvenirkarte mit dem Sonderstempel des Sonderpostamtes (siehe Abbildung).

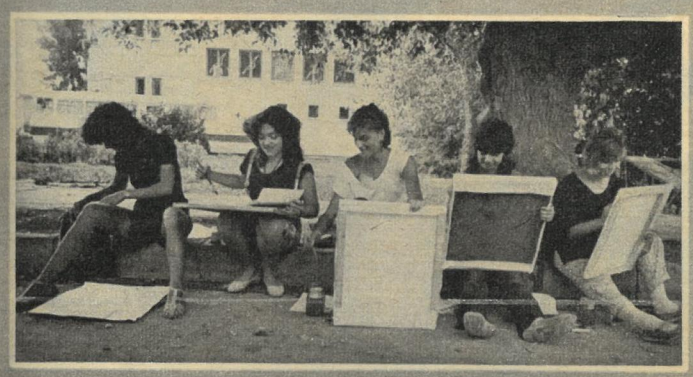
Henri Hamann

Die Ausstellung „Berlin auf Briefmarken und Münzen" ist noch bis zum 28. November 1987 zu sehen. Das Postmuseum der DDR befindet sich nicht weit vom Berliner U-Bahnhof Stadtmitte, Leipziger-, Ecke Mauerstraße. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonnabend 10–18 Uhr.

Sein liebes Böhmen

Zum Beitrag „Einst in Elbogen" (FW 11/87) möchte ich ergänzen: Goethe verbrachte mehr als 1000 Tage in den Gegenden des heutigen Bäderdreiecks der ČSSR. Viele Orte erinnern mit Denkmälern und Gedenktafeln an die Aufenthalte des großen Dichters in seinem „lieben Böhmen". Im „Graf Klebelsbergischen Haus" in Mariánské Lázně, wo die Levetzows und Goethe wohnten, ist heute das Sanatorium „Kavkaz" untergebracht. Daneben steht das ehemalige Haus „Zur Goldenen Traube" (jetzt Städtisches Museum), in dem die Räume, die Goethe einst bewohnte, museal gestaltet sind. Ein Marmorblock vor dem Haus erinnert an das von den Faschisten vernichtete Bronzedenkmal Goethes. Der Ort, in dem Ulrike starb, heißt übrigens Třebivlice! Anschließend ein Lesetip: Stefan Zweig hat in seinen „Sternstunden der Menschheit" Goethes letzte Liebe und die Entstehung der „Marienbader Elegie" dichterisch gestaltet.

Edgar Steiner, Havelberg

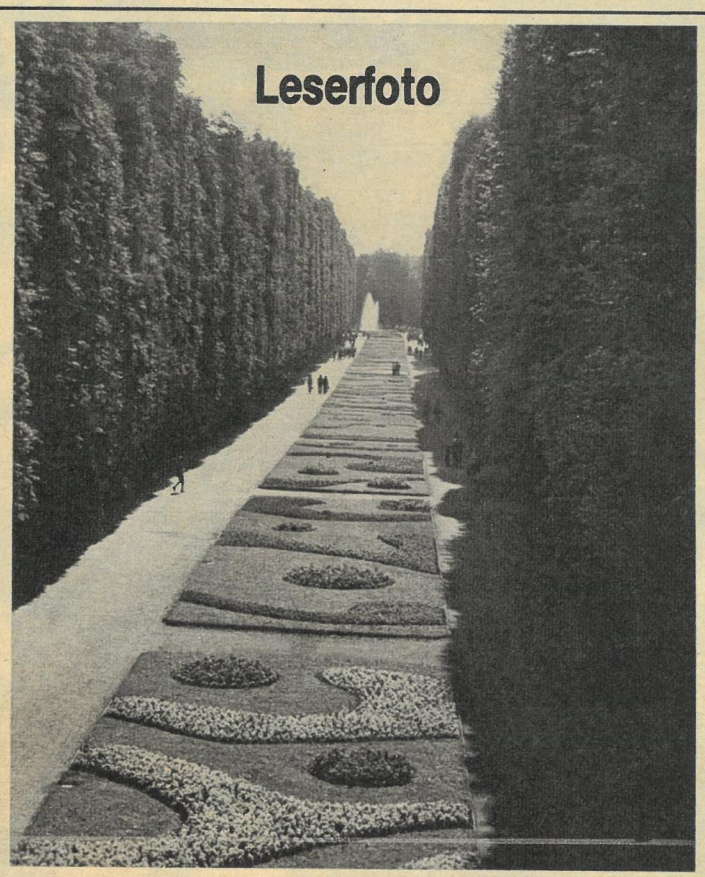


Malstunde im Freien

Straßenmaler gibt es nicht nur in Moskau („Moskauer Bilderbogen", FW 11/87)! Ich habe an der bulgarischen Schwarzmeerküste in Baltschik ein vergnügliches „Freiluftatelier" beobachtet. Schülerinnen malten Sehenswürdigkeiten ihres Heimatortes.

Hubert Storch, Mücheln

Leserfoto



Die grünen Wände der Hauptallee des Smetanaparks in Olomouc (ČSSR) fotografierte Reinhardt Höhn, Zeesen.

Ein paar Mal ballert es, als wir im Büro des Direktors sitzen. Die Hagelabwehr jagt Raketchen mit chemischen Reagenzien in die dräuenden Wolken. Kosmische Höhenflüge sind das natürlich nicht. Auch mit personalsparenden Schlüsseltechnologien kann Abduraschid Salijew nicht dienen. Im Gegenteil, er muß sorgen, daß all die vielen Hände Arbeit finden. Siebzehn Kinder hat die größte Familie im Kischlak, fünfzehn sind keine Seltenheit, acht bis neun der Durchschnitt. Und die Tadshiken, vor allem die auf dem Lande, halten wenig von Mobilität, die meisten ziehen es vor, bis zum Ende ihrer Tage im Umkreis der Familie zu leben.

Fast vier Stunden sind wir von Moskau aus im 850-Kilometer-Tempo unterwegs gewesen, befinden uns nun im südlichsten Zipfel der Sowjetunion. Das Vorhandene klüger nutzen, mehr tun als das Gewohnte, Intensivierung – reicht der Atem der Parteitagsbeschlüsse bis hierher? Wollen sehen…

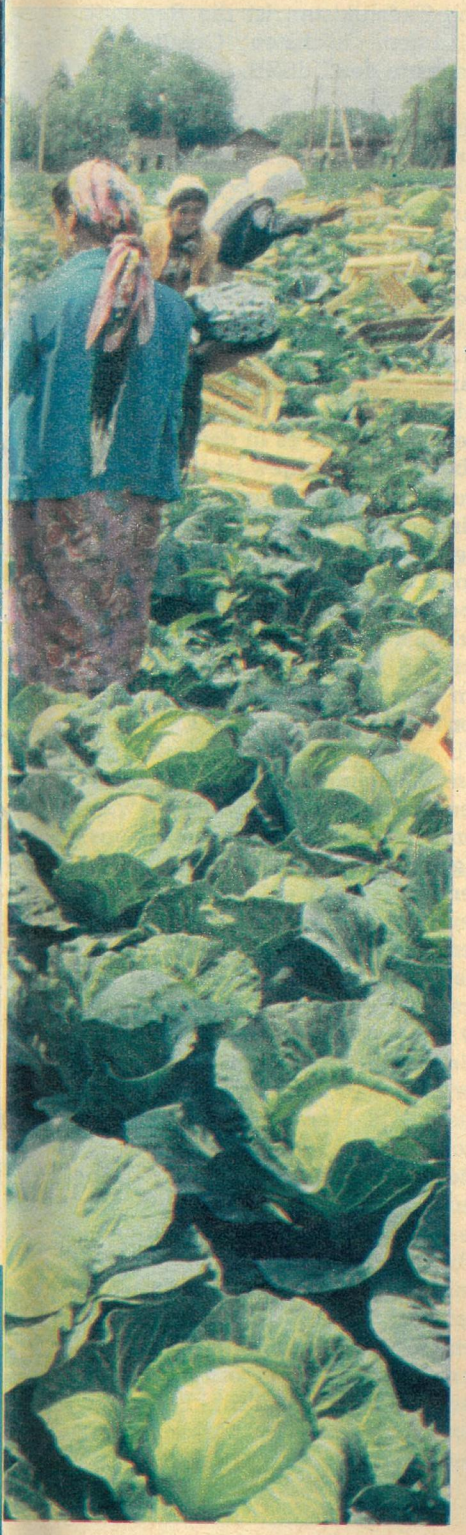
★

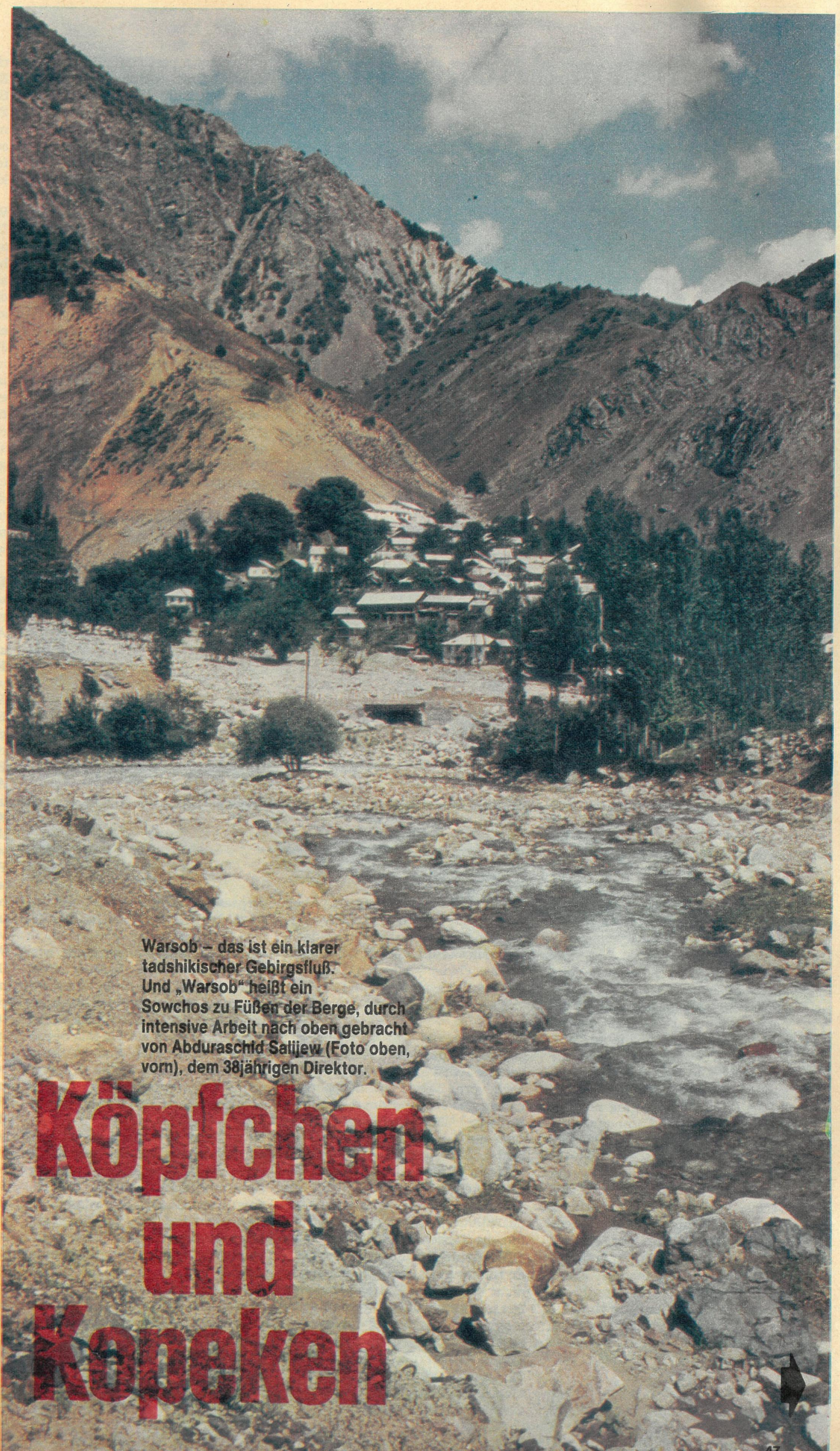
Auf den Feldern ist Weißkohl gewachsen, fest, knackig und von leichter Süße. Unsere beiden Begleit-Damen von der Moskauer Partnerredaktion „Sowjetunion“ zupfen Herzblättchen und machen Augen, als äßen sie Konfekt. Auch wir riskieren eine Lippe, schmeckt wirklich gut, gleich so ohne alles auf dem Acker. Obendrein geht uns die Information wie Öl hinunter, daß es sich bei den Sorten „Inter“ und „Dietmar“ um Saatgut aus der DDR handelt.

Die Ernte wird zum Bahnhof gebracht. Weil es der erste Transport der Saison ist, fährt der Direktor vorsichtshalber mit. Ein Sanitätsinspektor baut sich auf. Gesundheitspapiere? Alles da, bitte schön! Aber nun, da er darf, will der Direktor nicht verladen. Die Kühlwagen riechen. Zwölf Tage soll der Weißkohl in ihnen bei einer Temperatur zwi-

schen zwei und fünf Grad über Tausende Kilometer bis ins westsibirische Tjumen schaukeln. Die nach langem Winter vitaminhungrigen Erdölarbeiter würden sich schön bedanken, hätte das sehnlich erwartete Frühgemüse aus Mittelasien ein Aroma angegangenen Fleisches.

Der Direktor entscheidet schnell. Eigentlich ein Verschulden der Bahn, doch was hilft's, die Sonne steigt höher und höher, und jede Stunde Wartezeit geht zu Lasten der Frische. Ein sowchoseigener Reinigungs-Tankwagen wird herbeordert. Selbstverständlich nicht nur aus Sympathie mit den Erdölleuten, hier ist Ökonomie mit im Spiel. Zwölf Kopeken bringt ein Kilo Kohl im heimischen Kreis, wo es genug davon gibt, bis zu fünfzig im fernen Tjumen, da bleibt auch nach Abzug der Transportkosten noch ein beträchtlicher Gewinn für den Sowchos – vorausgesetzt, die Ware kommt tadellos beim Käufer

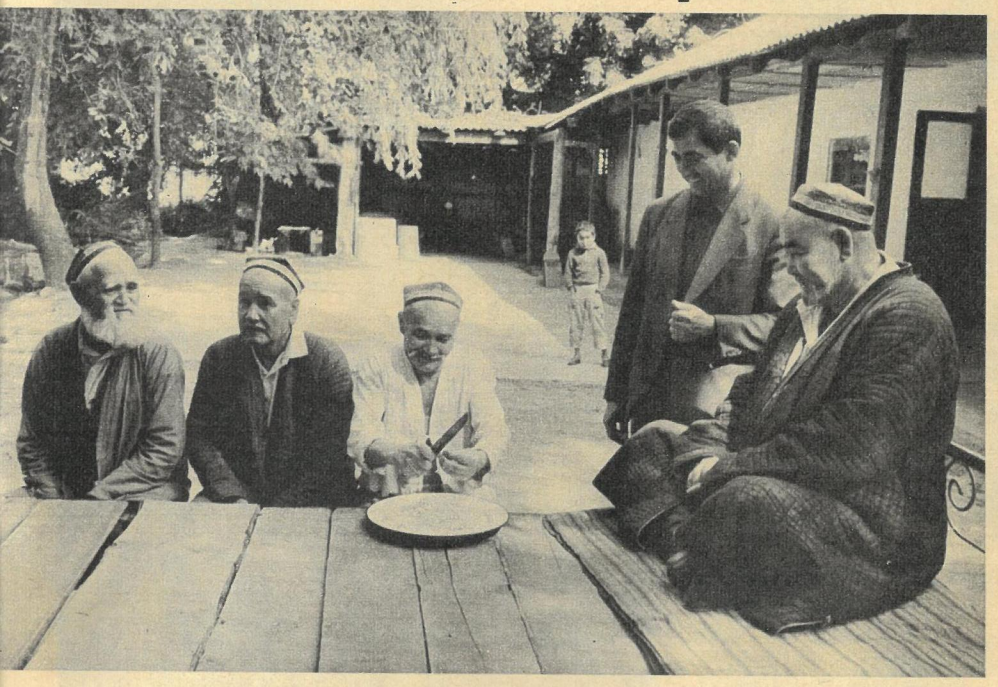




Warsob – das ist ein klarer tadshikischer Gebirgsfluß. Und „Warsob" heißt ein Sowchos zu Füßen der Berge, durch intensive Arbeit nach oben gebracht von Abduraschid Saijew (Foto oben, vorn), dem 38jährigen Direktor.

Köpfchen und Kopeken

Köpfchen und Kopeken



Wenn es die Zeit erlaubt, führt der Direktor (Foto links, stehend) gern einen Plausch mit den Alten. – Im Englisch-Kabinett (unten). Zwar baut man mit Sowchoshilfe eine neue Dorfschule, der Schichtunterricht – morgens die Älteren, nachmittags die Kleinen – wird trotzdem weitergehen, zu groß ist die Schar der Nachwachsenden.

an. Manchmal gehen die Direktbeziehungen zwischen Erzeuger und Verbraucher so weit, daß per Luftfracht geliefert wird, ganze Flugzeugladungen mit Knoblauch oder Frühtomaten zum Beispiel für die Industriesiedlungen in der nördlichen Taiga; oft fliegen oder fahren Sowchosangestellte mit und übergeben ihre Produkte vertrags- und fristgemäß an Ort und Stelle.

Später, zu Hause, werden wir bei Michail Gorbatschow nachschlagen, Rede auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU: „Die am nächsten gelegene Quelle für die Auffüllung der Lebensmittelbestände bietet sich mit der Verringerung der Verluste an Erzeugnissen von Feld und Farm bei Bergung, Transport, Lagerung und Verarbeitung. Hierin liegen bei uns beachtliche Reserven, und das Mehr an Konsumtionsressourcen kann sich auf 20 und bei einigen Erzeugnisarten sogar auf 30 Prozent belaufen."

★

Bis 1969 wurde auf diesen Feldern am Rande von Duschanbe Baumwolle gezogen. Die Hauptstadt dehnte sich, und es wuchs ihr Appetit. „Warsob" bekam die Aufgabe, Gemüse zu produzieren. Mangelnde Erfahrung, Schlendrian, ungenügende materielle Interessiertheit – die Rechnung ging nicht so richtig auf. Als der Agronom Abduraschid Salijew 1980 – dreißigjährig – als Direktor eingesetzt wurde, stand der Sowchos tief in der Kreide beim Staat. 350 000 Rubel Verlust pro Jahr. Heute macht er eine halbe Million Rubel Reingewinn. Angebaut werden 14 Arten von Gemüse, in der Hauptsache Kohl, Gurken, Tomaten, Knoblauch, rote Bete, Paprika und Kartoffeln. 9500 Tonnen war das Soll für 1986, geliefert jedoch wurden mehr als 12 000 Tonnen, davon 60 Prozent für Duschanbe und 40 Prozent für Sibirien.

Eines der „Geheimnisse" für den erfreulichen Wandel hat sich uns auf dem Bahnhof offenbart. Aber verlustarm bergen und unbeschadet transportieren – das kann doch nicht alles sein. „Kommt mit hinaus auf die Felder", sagt der Direktor, „da zeigt sich's am besten."

★

Flach wie ein Brett liegen die Sowchosländereien. Abduraschid Salijew wirft kaum einen Blick nach vorn. Sein Platz neben dem Fahrer des Jeeps erinnert an einen Hochsitz. Wie Scheinwerfer streichen die Augen über die Äcker zu beiden Seiten. Trockene Furchen, Unkraut, Müßiggang – diesem Direktor entgeht nichts. Sein Gedächtnis, auch das konnten wir beobachten, speichert präzise. Nicht nur die Tausender, auch die Einer. („Jedes Kilo geht über die Waage.") Er rundet nicht gern ab, schon gar nicht nach oben. Tausend und vier Hektar hat er, davon werden achthundertachtunddreißig künstlich bewässert. Und es sind neunhundertundacht Frauen und Männer, die zum Sowchos gehören. Auf die Menschen geht er zu, am liebsten draußen am Arbeitsplatz.

Am Feldrain verschafft Hodshajew Rasubei mit seiner Hacke den Rinnsalen Luft. Die Tomaten stehen prächtig, kein Hälmchen Unkraut ist zu sehen. Fünf Familien haben hier eine Fläche von fünf Hektar in persönliche Pflege genommen. Alles, was sie über den nicht zu knapp bemessenen Staatsplan hinaus erzeugen, wird ihnen doppelt vergütet. Der Sowchos hat gute Erfahrungen gemacht mit diesen „Familienverträgen". Durch intensivere Bodenbearbeitung und sorgsamere Ernte stiegen die Erträge bis zu 50 Prozent. Natürlich findet sich das Mehr auch in der Brieftasche des einzelnen wieder. Abduraschid Salijew freut sich: „Früher kamen die Leute wegen jeder Kleinigkeit ins Büro gerannt und ließen die Felder Felder sein, jetzt lassen sie bei mir bestellen, ich solle doch mal zu ihnen rauskommen, sie müßten dringend etwas mit mir beraten, so kostbar ist ihnen ihre Arbeitszeit geworden."

Man merkt es ihm an, er ist stolz auf Mitarbeiter wie den sechzigjährigen Hodshajew Rasubei und den siebenundfünfzigjährigen Chobidow Karimshan. „Sie wissen genau, was die Erde im jeweiligen Moment braucht, sie gehen ganz vorsichtig mit ihr um, manchmal möchte man meinen, sie können die Pflanzen atmen hören." Der Direktor ist bescheiden,wie Könner es meistens sind. So müssen wir von uns aus hinzufügen, was wir von anderen erfuhren: Daß seine Kenntnisse – zum Beispiel über den Nutzen einer wohlüberlegten Fruchtfolge und die stickstoffanreichernden und bodenverbessernden Eigenschaften der Luzerne – dem Sowchos ebenfalls aus den roten Zahlen geholfen haben. Der Mann mit dem Diplom der Landwirtschaftshochschule und die alten erfahrenen Gemüsebauern bilden kein schlechtes Gespann.

★

Wir fahren hinter eine hohe, lange Umzäunung aus Beton. Bauland, auf dem neue Wohnviertel entstehen sollen. „Die Großstadt frißt uns auf", scherzt der Direktor. „Aber da die Bauarbeiter einstweilen noch auf sich warten lassen, säen und ernten wir nun schon das zweite Jahr auf 28 Hektar, die uns gar nicht mehr gehören. Boden – das ist doch wie Gold!" In Gedanken ergänzen wir, was wir aus der Statistik wissen: Nur sechs Prozent des tadshikischen Territoriums sind für den Ackerbau nutzbar, ganze 0,13 Hektar landwirtschaftlicher Anbaufläche entfallen auf jeden der 4,5 Millionen Einwohner, und Tadshikistan ist die Republik mit dem höchsten Geburtenzuwachs in der UdSSR.

★

Einmal, aus heiterem Himmel mitten in der Luzerne, verfaßt der Direktor ein Gedicht. Seine dunklen Augen werden noch dunkler, als er sich unseren blonden Moskauer Kolleginnen zuwendet und in der weichen, kehligen Melodie seiner Muttersprache deklamiert: So viele Blumen habe ich gesammelt, das ganze Feld ist leer. Wenn es nicht reicht, pflücke ich auch noch mein Herz und binde es in den Strauß... Abduraschid Salijew ist verheiratet und Vater von – vorläufig – fünf Kindern. Er liest viel, zwei Stunden täglich, sonst fühlt er sich nicht wohl, usbekische und tadshikische Poeten, Tolstoi, Aitmatow. Dann allerdings hat er bereits einen Arbeitstag hinter sich, der morgens um halb sieben beginnt und selten vor neun Uhr abends zu Ende ist.

Wir wären gern noch länger mit ihm zusammen gewesen. Am frühen Sonnabendnachmittag – während der Saison wird auch samstags gearbeitet – legt er entschuldigend die Hand auf die Brust und deutet eine Verbeugung an. Parteiversammlung. Sie sind 86 Kommunisten im Sowchos, darunter 23 Frauen, der Älteste 70, die Jüngste 20 Jahre alt. Tadshiken, Usbeken wie der Direktor, Angehörige anderer Nationalitäten. Auswertung des letzten ZK-Plenums oder ganz einfach gesagt, wie aus jedem investierten Rubel mehr Gewinn wachsen kann, darüber wollen sie heute beraten und da dürfe er doch nicht fehlen. Spricht's und übergibt uns freundlich dem parteilosen Arbeiter Rachmat Abdusatarow, der in seinem Haus schon einen mächtigen Tisch voll von orientalischen Leckereien, Fladenbrot, Plow und frischgeernteten Erdbeeren aufgebaut hat.

Text: Fritz Jahn
Fotos: Detlef Christel

Wo liegt Nikaragua?

Nach einer Umfrage der „New York Times“ konnten viele US-Bürger nicht angeben, wo Nikaragua liegt. Der Mangel an Informationen über dieses Land wird inzwischen übertroffen von zentral gesteuerten Falschmeldungen, wie einige Beispiele zeigen.

Mitte März 1986, wenige Monate vor der Annahme des 100-Millionen-Dollar-Kredits durch den Kongreß für die Contras, teilte Präsident Reagan den Fernseh-Zuschauern mit: „Ich weiß, alle amerikanischen Eltern, die über das Drogenproblem beunruhigt sind, werden zutiefst empört sein, wenn sie vernehmen, daß höchste Regierungsmitglieder Nikaraguas tief im Drogenhandel verstrickt sind.“ An dieser Stelle wurde ein unscharfes Schwarz-Weiß-Foto eingeblendet, das angeblich einige sandinistische Regierungsmitglieder beim Verladen von Kokain in ein Flugzeug festhielt.

Obwohl auf dem Foto nur unkennbare Schemen figurierten, wurde es psychologisch allein schon dadurch zum Beweisstück, weil es vom ersten Mann im Staate präsentiert wurde: „Es gibt offenbar kein Verbrechen, vor dem die Sandinisten nicht zurückschrecken. Das ist ein gesetzloses Regime.“ Die Ängste der Eltern vor der Drogensucht, die ihre Kinder bedroht, sollte zum Humus für eine schändliche politische Saat werden. Diese Behauptung war ungeheuerlich, denn sie schloß ein, daß aus diesem Handel angeblich Waffen aus der Sowjetunion bezahlt würden. Erstmals brachte diese Lüge die „Washington Times“ 1984 in Umlauf. Sie bezog sich auf „nichtgenannte Informanten in der Bundesregierung“. Der Grundtenor lautete: Nikaragua, gestützt von der Sowjetunion und Kuba, leitet den „Drogen-Terrorismus“.

Nach und nach zogen auch andere Zeitungen mit und benannten schließlich zwei Drogenhändler, die über Miami mit Nikaragua in geschäftlichen Verbindungen gestanden haben sollen. Der zuständige Staatsanwalt in Miami nahm diese Unterstellung als Vorwurf und fühlte sich in seinem persönlichen Ehrgeiz angestachelt. Nach ausführlichen Recherchen teilte er mit, daß es nicht einen einzigen Anhaltspunkt für Kontakte zu Nikaragua gäbe. Dieses Dementi fand keine Beachtung. Die Mär von den rauschgiftbesessenen Sandinisten lief weiter um.

Dann meldete die „New York Times“, daß die Drug Enforcement Agency (DEA), die oberste Bundesbehörde zur Abwehr des Drogenhandels, der Darstellung des Präsidenten im Fernsehen nachdrücklich widersprach. Es stellte sich heraus, daß die DEA diese Falschmeldung schon zurückgewiesen hatte, als sie erstmals auftauchte. Weder eine Zeitung noch eine Rundfunk- oder Fernsehstation hatte das zur Kenntnis genommen. Wie unschwer zu entdecken war, lief seit Jahren ein Verwirrspiel ohnegleichen. Berief sich die „Washington Times“ auf „ungenannte Informanten“, so bereicherten andere diese Version durch „Aussagen zweier Zeugen“. Zu den „ungenannten Informanten“ kamen Zeugen, die keine waren. Die Regierung übernahm diese „Recherchen“ und steuerte ein Gespensterfoto bei, natürlich von einem „ungenannten Informanten“. Die DEA, die am besten hätte Auskunft geben können, wurde nicht zu Rate gezogen. (So zitierte jeder jeden, ohne daß in diesem Ringelspiel auch nur ein einziger überprüfbarer Fakt auftauchte.) Einen völlig anderen Verlauf nahm dagegen eine Nachricht, deren Wahrheit außer Zweifel stand: Die Contras selbst stecken bis zur Halskrause im Drogenhandel! Zwei Reporter der Nachrichtenagentur AP, Bryan Barger und Robert Parry, hatten in Erfahrung gebracht, daß ein einträgliches illegales Geschäft erblüht ist. Sie baten ihre Vorgesetzten, in Zentralamerika recherieren zu dürfen. Die ansonsten bei der Jagd nach Sensationen großzügige Agentur gestattete lediglich eine Reise nach Miami. Diese Reise wurde überraschend fündig, weil einige in Rivalitäten verstrickte Contras plauderten. Ließ schon die Reisebeschränkung darauf schließen, daß man sich über die Brisanz der Untersuchung durchaus im klaren war, so ließ der Erfolg der Reporter die Agentur handeln. Man wußte, daß die Contras keinen Schritt ohne Kenntnis des ihnen vorgesetzten Geheimdienstes CIA gingen. Sollte man die regierungsamtlich gehätschelten „Freiheitskämpfer“ samt CIA belasten? Die Story wurde abgeschwächt und verfälscht, bis sie als wäßrige Brühe gar keine Beachtung mehr fand. Heute sind die CIA-Verbindungen mit Rauschgifttransporten nicht mehr zu verheimlichen. Die Fernsehgesellschaft CBS und einige Zeitungen enthüllten den illegalen Handel der CIA.

Nicht nur die vor Ort weilenden Reporter „machen“ Meldungen und Nachrichten, Ministerien in Washington mischen da eifrig mit. Nach Darstellung des Kommunikationsexperten Marshal McLuhan. Der Pressesprecher „bestimmt und definiert, was aus der Sicht Washingtons Meldungen sind oder was nicht“.

Das wurde an einem anderen Beispiel besonders deutlich. Als der abgeschossene Pilot der Contras, Hasenfus, in Nikaragua bekannte, im Dienste der CIA zu stehen und in ihrem Auftrag die Flüge durchgeführt zu haben, erklärte der Pressesprecher des Weißen Hauses sofort: Hasenfus habe für private antikommunistische Organsiationen gearbeitet. Als Hasenfus infolge der Großzügigkeit der Regierung Nikaraguas in die USA zurückkehren durfte, unterließen alle Zeitungen, den Zeugen auf die wahren Hintergründe zu befragen. Die Geschichte war für die Regierung abgehakt, sie wünschte keine neuen Untersuchungen in dieser Sache.

Doch diese Medienfront im schmutzigen Krieg gegen Nikaragua war nie vollauf geschlossen, weil nicht alle Politiker und Presseorgane gewillt waren, einen Schleier von Schweigen und Lüge über Nikaragua zu breiten. Nicht Sympathien bestimmten ihre Handlungen, sondern die Befürchtungen, daß die Verstrickungen in Nikaragua schlimme Folgen haben werden. „Das könnte die Wiederholung Vietnams werden: erst amerikanisches Geld, dann amerikanische Berater, nun amerikanische Kontrolle des Krieges und schließlich amerikanische Truppen“, warnte Alan Cranston, Fraktionsführer der Demokraten im US-Senat. Die „New York Times“ brachte in einem Kommentar die Stimmung vieler Amerikaner zum Ausdruck: „Den Interessen aller amerikanischen Staaten wäre am besten gedient, wenn der Weg von Verhandlungen beschritten wird.“ Dann fragte die Zeitung: „Würde es eine Kalamität werden, wenn der Kongreß die Contras völlig abschriebe?“ Diese Warnungen liberaler Zeitungen und Politiker haben immer mehr Amerikaner erfahren lassen, wo Nikaragua liegt und welche Rolle ihre Politiker in diesem unerklärten schmutzigen Krieg spielen.

Hans Bergmann

Foto: Archiv

Exklusiv für FREIE WELT:
ein Bild-Text-Beitrag von
„Weltwissen", Peking

Die schweigende Armee

Welche atemberaubenden Schätze der erste chinesische Kaiser Qin Shi Huang nahe seiner Hauptstadt Xi'an der staunenden Welt noch hinterlassen hat – niemand weiß es genau. Überlieferungen berichten schier Unglaubliches über die unterirdischen Paläste des noch ungeöffneten Lishan-Grabes. Was zur archäologischen Sensation unseres Jahrhunderts werden sollte, darüber schwiegen allerdings die Annalen. Nur ein Zufall brachte an den Tag, was künftig oft als achtes Weltwunder bezeichnet wurde: eine auf 8000 Figuren geschätzte Geisterarmee, mit 600 Pferden und Streitwagen, in kompletter Schlachtordnung angetreten. Namenlos bleiben die Meister, die diese gigantische Schatzkammer der Bildhauerkunst schufen. Heute, nach 22 Jahrhunderten, ein endloses Riesenpuzzle für ein ganzes Archäologengeschwader. Nach neunjähriger Arbeit sind in einer großen Museumshalle über dem Schacht Nr. 1 nunmehr 1000 Tonkrieger und mehr als dreißig Tonpferde – alle von den umliegenden Erdschichten befreit und gesäubert – der Öffentlichkeit zugänglich. Zwei weitere Schächte mußten nach Anfertigung von Zeichnungen zum Schutz vor Umwelteinflüssen wieder geschlossen werden – bis zur endgültigen Erschließung durch kommende Generationen. Vom 2. Oktober bis 8. Dezember werden wir die einmalige Gelegenheit haben, Terrakotta-Krieger und -Pferde der Qin-Dynastie zu bewundern, wenn eine Sonderausstellung zum Berlin-Jubiläum Gast der Ostasiatischen Sammlung unseres Pergamonmuseums sein wird. Vor der Ausstellung sandte uns unsere chinesische Partnerzeitschrift „Weltwissen" diesen Beitrag.

Die Terrakottafiguren sind als Generale, Offiziere, Soldaten in Rüstung, Armbrustschützen, Kavalleristen oder Gespannlenker zu erkennen. Mit einer Höhe von 1,80 m überragen sie ein wenig die natürliche Größe des Menschen. Die Gesichter der Krieger sind keineswegs schablonenhaft gestaltet, vielmehr trägt jeder Kopf individuelle Züge, sind Charaktere erkennbar. Man sieht bärtige alte Krieger, die reich an Kampferfahrung scheinen, daneben ungestüme, im besten Alter stehende Gestalten voller Lebenskraft und ebenso beinahe kindlich wirkende Soldaten. Die Figuren sind von harmonischem Äußeren und bis in jedes Detail kunstvoll und individuell gearbeitet – von der unterschiedlich geflochtenen Haartracht über die ausgeformte Hand, von den verschiedenartigen Panzerhemden bis zur Schuhsohle, an deren Abdruck man wohl jeden einzelnen identifizieren könnte. Das alles entstand in jahrelanger, mühevoller Arbeit aus freigelegten Bruchstücken, selbst die ehemalige Farbgebung der Terrakottafiguren konnte durch eingehende Studien nachgewiesen werden.

Die schweigende Armee

In der chinesischen Provinz Shaanxi liegt Qin Ling, ein gewaltiger Gebirgszug, der die Wasserscheide zwischen den Flüssen Huanghe und Changjiang bildet. Am Fuße dieser Bergkette erhebt sich ein blaugrün erscheinender Gipfel, dessen Form der eines Pferdes ähnelt – es ist Lishan, der Rappenberg. Wie ein Magnet zieht diese herrliche Landschaft Reisende der ganzen Welt an, denn sie bietet seit alters her den Reiz entdeckter und unentdeckter Geheimnisse; eines der größten und anziehendsten ist der Grabhügel des Kaisers Qin Shi Huang.

Macht um jeden Preis

Qin Shi Huang (eigentlich Ying Zheng, 259–210 v. u. Z.) war der erste Kaiser in der chinesischen Geschichte, der eine feudale Dynastie mit einer einheitlichen Zentralmacht errichtete. Gestützt auf ein starkes Militär, beendete er die bereits fünf Jahrhunderte andauernden Kämpfe zwischen sieben Lokalstaaten und schuf so nicht nur ein politisch und militärisch einheitliches China, sondern er standardisierte darüber hinaus auch die Gesetzgebung, die Maß- und Gewichtseinheiten, das Münzwesen und die Schrift im ganzen Reich. Er vereinte Teilstücke zur weltberühmten Großen Mauer, um sein Reich vor Angriffen zu schützen. All diese Dinge trugen wesentlich zur Entwicklung Chinas bei und wären des Ruhmes wert, doch dieser Kaiser war auch ein finsterer Tyrann. Er errichtete eine autokratische Herrschaft, führte eine grausame und unbarmherzige Gesetzgebung ein, verfolgte die konfuzianischen Gelehrten und verbrannte ihre Bücher, erpreßte hohe Steuern und Abgaben und fügte dem Volk nicht zuletzt mit jahrelangen Feldzügen unerträgliches Leid zu.

Die ganze Welt im Reich des Todes

Mit der Thronbesteigung im dreizehnten Lebensjahr begann Qin Shi Huang den Bau seiner Graban-lage. Er verpflichtete, so wird überliefert, dazu etwa 750 000 Arbeiter, die trotz ununterbrochener Arbeit bis zu seinem Tode 36 Jahre später die Bauten nicht fertigstellen konnten. Diese Fakten lassen die gewaltigen Dimensionen des Projektes ahnen. Der Grabhügel Qin Shi Huangs, auch Lishan-Grab genannt, hatte zu Beginn der Bauarbeiten eine Höhe von 115,5 m und einen Umfang von 2,5 km. Er war von einem Grabhain mit einer Seitenlänge von jeweils 7,5 km eingegrenzt, dessen Gesamtfläche ein Areal von 56,25 km² bedeckte. Laut historischen Aufzeichnungen war der Lishan-Grabhügel von einer inneren und einer äußeren Mauer umgeben, innerhalb derer dicht an dicht zahlreiche Gebäude standen. Das Fundament der inneren Grabanlage bildete ein großer Stein, dessen Spalten mit Bronze ausgefüllt waren. Selbst die Säulen des Palastes und der Türme waren aus Bronze gegossen. Um die über alles erhabene Würde und Macht des Kaisers zu versinnbildlichen, wurden im Innern des Palastes Himmel und Erde nachgestaltet: an der Decke stellten riesige Perlen Sonne, Mond und Sterne dar, auf dem Boden imitierte kostbares Quecksilber Flüsse und Meere. An zwei Seiten der Palasthalle waren einhundert Steinskulpturen von hohen Beamten nach ihrer Rangfolge aufgestellt. Die Pracht und Vielfalt des Goldes und Silbers, der Perlen, Juwelen und anderer Kostbarkeiten waren unermeßlich. Der Kaiser befahl sogar, aus dem Ostchinesischen Meer Seekühe heranzuschaffen, um aus ihrem Tran riesige Kerzen herzustellen, die die Hallen des unterirdischen Palastes dauerhaft erleuchten sollten. Und – nach seiner Anweisung mußten ohne Ausnahme alle kaiserlichen Nebenfrauen des Palastes gemeinsam mit ihm begraben werden. Um eine Entdeckung seines kostbaren Totenreiches zu verhindern, wurden einige zehntausend am Bau beteiligte Handwerker in der Anlage eingeschlossen und damit zum Tode verurteilt. Wie gesät sind noch bis heute ihre Gebeine in der Erde des Lishan-Grabes zu finden.

Kaiser Qin Shi Huang

Das ausschweifende Leben und die grausame Herrschaft des Kaisers Qin Shi Huang erregten den heftigen Widerstand der arbeitenden Volksmassen. Im zweiten Jahr nach dem Tod des Kaisers zerstörte die Armee der aufständischen Bauern einen Teil der unterirdischen Gebäude und steckte Hallen, Türme und Pflanzungen des Grabhains in Brand. Mit der Zerstörung des Baumbestandes setzte eine starke Bodenerosion ein. Nachdem nun 22 Jahrhunderte ins Land gegangen sind, sind dem Lishan-Grabhügel nicht einmal mehr zwei Fünftel seiner ursprünglichen Höhe geblieben.

Der Jahrhundertfund

Als im März 1974 Bauern aus dem Dorf Yanzhai bei Schachtarbeiten für einen Brunnen in einer Tiefe von vier, fünf Metern auf einige Tonscherben stießen, war ihnen selbst nicht bewußt, daß sie damit die größte archäologische Entdekkung unseres Jahrhunderts gemacht hatten. Erst nach organisierten archäologischen Grabungen trat eine sensationelle unterirdische Schatzkammer zutage – die Schächte mit den Tonfiguren von Kriegern und Pferden der Qin-Dynastie.

In historischen Büchern finden sich keinerlei Aufzeichnungen über diesen Teil der Anlage, 1,2 km östlich des eigentlichen Grabhügels gelegen. Die Schächte mit den Tonkriegern nehmen eine Fläche von 20 000 m² ein und gliedern sich in vier Abschnitte: in eine linke, eine mittlere und eine rechte Armee sowie in eine Einheit der Befehlshaber. In den vier Schächten befinden sich mehr als 8000 Krieger, 600 Pferde und über einhundert Streitwagen – sie führen uns das starke Erscheinungsbild der Qin-Armee eindrucksvoll vor Augen. Die Art der Aufstellung der Krieger und Pferde in den Grabungsschächten gilt als typische Variante der Angriffsstellung in Form eines Rechtecks. Die Besonderheit des Aufbaus der Qin-Armee bestand darin, dicht, aber nicht eng, locker, aber nicht zerstreut zu sein. Die Truppen waren leicht zu konzentrieren, aber ebenso leicht wieder auszusenden.

Die Hauptkraft der drei Truppenteile stellte der rechte Flügel dar, der in der Hauptsache von der Infanterie gebildet ist und heute in dem überdachten Schacht Nr. 1 besichtigt werden kann. Im zweiten Sektor steht die linke Armee mit den Wagenlenkern als wichtigstem Truppenteil und den untergeordneten Kavalleristen und Infanteristen. Im dritten Sektor befindet sich die Kommandozentrale mit einem Kommandostreitwagen. Es wurde noch eine weitere leere Anlage gefunden, die darauf schließen läßt, daß Qin seinen Kindertraum vom unterirdischen Paradies nicht voll verwirklichen konnte.

Nachdem 22 Jahrhunderte vergangen sind, tragen die Figuren beträchtliche Spuren von Beschädigung und Zerfall. Die Waffen sind aus den Händen der Männer fast völlig verschwunden, einige Figuren waren in tausend Stücke zerbrochen. Das Holz der Streitwagen ist größtenteils verrottet, nur wenige Fragmente blieben davon erhalten. Der archäologische Grabungsbericht vermutet, daß die von der Grausamkeit der Qin-Dynastie aufgebrachten Armeen der aufständischen Bauern in die unterirdischen Kasernen eindrangen. Dazu kommt noch der Einsturz eines Teiles der Kammern, der zum heutigen Zustand der unterirdischen Krieger sein Übriges getan hat.

Um den kostbaren Fund zu schützen, ließ die Regierung der Volksrepublik China inzwischen eine 23 m hohe Halle über dem Schacht Nr. 1 sowie ein Museum bauen. Betrachtet man jedoch den Gesamtumfang der an den Grabanlagen Qin Shi Huangs notwendigen archäologischen Arbeiten, ist das dennoch nur ein unbedeutender Teil des riesigen Gesamtprojekts. Neun Jahre wurde bisher an den Ausgrabungen gearbeitet, und ein Ende ist nicht in Sicht. Allerdings konnten Wissenschaftler der schweigenden Heerschar schon wertvolle Auskünfte über Politik und Ökonomie, das Militärwesen, Kultur und Kunst ihrer Zeit entlocken.

Sieg im Sattel

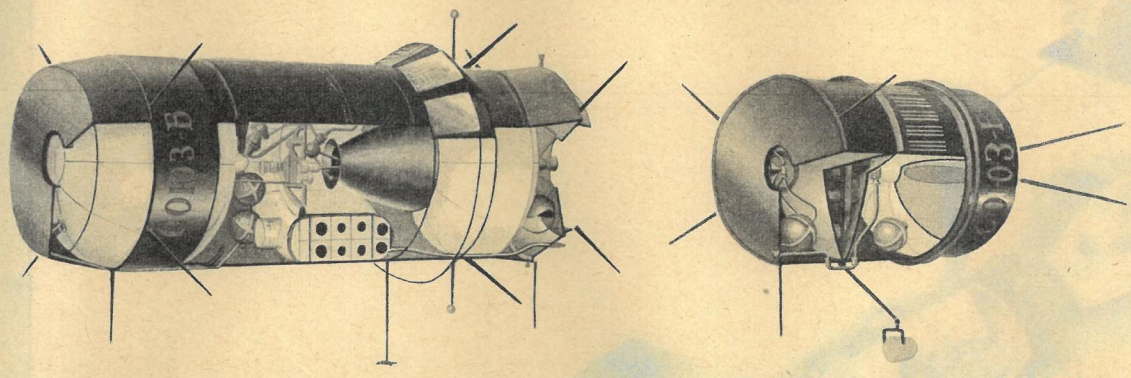
Das hohe Niveau der Pferdezucht bei den Bewohnern von Qin wurde schon vor einigen tausend Jahren in aller Welt gerühmt. Es ist vor allem auf seine starke Armee mit ihren kraftvollen Pferden zurückzuführen, daß Qin Shi Huang sechs Reiche unterwerfen und die Hunnen verfolgen konnte. Doch erst mit der Entdeckung der Pferdefiguren in seinem Grab konnte man das Wissen über die Pferde des Qin-Reiches vervollkommnen.

Unter den Tonfiguren gibt es Gespannpferde, die Streitwagen zogen, und gesattelte Reitpferde. Jedes einzelne ist von kräftigem Körperbau, hat einen geraden Kopf, gut entwickelte Muskeln, große, dicke Nüstern und feine, kraftvolle Hufe. Sie verdeutlichen den Typ des „Tausendmeilenpferdes“ im Staate Qin. Wie die Untersuchungen ergaben, stellen die Figuren ein berühmtes Roß aus dem Nordwesten Chinas dar – den Vorfahren des Hexi-Pferdes. Die Kavallerie war als beweglichste Einheit einer der wichtigsten Bestandteile der kaiserlichen Armee. Die Tonpferde tragen Sättel ohne Steigbügel, was sowohl beweisen dürfte, daß die Sättel von hoher Qualität waren, als auch, daß die Reitkunst sehr gut entwickelt sein mußte.

Ähnlich lassen sich umfassende Rückschlüsse über die ethnographische Zusammensetzung, den Stand des Handwerks, aber zum Beispiel auch über die Kleidung und die Haartracht ziehen.

Es besteht kein Zweifel, daß, wer auch immer die Tonfiguren der Armee des selbsternannten „Ersten erhabenen Kaisers“ gesehen hat, aus seinen Eindrücken Anregung erhält, in die Geschichte eines alten, geheimnisvollen Staates des Ostens einzudringen und die vor 2200 Jahren existierende Kultur des alten China schätzen lernt.

„Salut – ein Gasthaus für Raumfahrer“



Sojus war der erste Baustein für den Aufbau größerer Forschungslabors in der Erdumlaufbahn. Mit diesen Raumschiffen wurde die Probe aufs Exempel gemacht. Mit der Kopplung von Sojus-4 und Sojus-5 am 16. Januar 1969 und dem Außenbord-Besatzungstransfer entstand die erste experimentelle Orbitalstation, die eine für die damalige Zeit beeindruckende Masse von 12,924 Tonnen aufwies. Bei dieser Mission offenbarte sich die Weitsichtigkeit, die Sergej Koroljow in diesen Raumschiffentwurf investierte (siehe Rücktitelserie 3, FREIE WELT 13/87). Mit einer ausgereiften Rendezvous- und Kopplungstechnik und unterschiedlich ausgerüsteten Raumflugkörpern konnte die Montage von Orbitalstationen anfangen. Nach dem erfolgreichen Verbundflug von Sojus-4 und Sojus-5 begannen die sowjetischen Raumfahrt-Planer, das Andocken von Sojus an eine spezielle Orbitalstation vorzubereiten. Vom Erfolg beflügelt, übersprangen sie dabei eine von Koroljow vorgesehene Etappe. Der „Vater des Sputniks“ wollte zuerst sein Zweikabinen-Raumschiff Sojus-A mit einem vom Versorgungsraumschiff (Sojus-W) aufgetankten Triebwerkblock (Sojus-B) koppeln, um Manöver in der Umlaufbahn durchzuführen (siehe Zeichnungen). Nun ging man sofort dazu über, eine rund 19 Tonnen schwere Orbitalstation zu bauen, die den Namen Salut erhielt und für deren Start mit Proton eine schubstarke Rakete zur Verfügung stand. Einer der Konstrukteure, der selbst in einem zweimonatigen Langzeitflug Mitte der 70er Jahre als Bordingenieur eine solche Station testete, Vitali Sewastjanow, sagte dazu: „Wir wählten den Namen Salut, weil uns ein wirkliches Domizil in der Umlaufbahn erwartet. Salut – ein Gasthaus für Raumfahrer.“

Fünf Stationen der ersten Salut-Generation starteten zwischen 1971 und 1976 vom Kosmodrom, von denen eine der Erprobung neuer technischer Systeme und vier für bemannte Forschungsmissionen dienten. Die Versorgung der Salut-Stationen der ersten Generation, die nur einen Andockplatz besaßen, erfolgte ausschließlich durch die mitgeführte Fracht der Mannschaftstransporter vom Typ Sojus. Koroljows Tagebuchnotiz vom 29. September 1962 klingt so, als sei sie heute für den morgigen Tag geschrieben: „Die schwere Orbitalstation muß immer die Möglichkeit haben, mit Hilfe von Sojus-Raumschiffen alles Erforderliche zu erhalten und das, was nötig ist, zur Erde zurückzusenden.“

Der von Koroljow empfohlene und von seinen Schülern anfangs ausgelassene nächste Schritt wurde in zwei späteren Raumfahrt-Etappen auf höherer technischer Stufe mit den Stationen der zweiten Schubgeneration (Salut-6 und Salut-7) und jetzt mit der Mir-Modulstation nachvollzogen, die über mehrere Kopplungsvorrichtungen verfügen. Mit schweren Frachtern aus der Kosmos-Serie, die mehr als fünf Tonnen Güter an Bord nehmen können, mit Progress-Versorgungsschiffen, die mit Treibstoff die Orbitalkomplexe auftanken, und mit Raumschleppern, die Module manövrieren. Letztere stellen abtrennbare Triebwerkblöcke, quasi Bugsierschiffe dar, die ihre große Bewährungsprobe im April dieses Jahres bestanden. Ein Raumschlepper bugsierte den Astroforschungsmodul Quant zu Mir.

Koroljows Sojus-Projekte 1962/64 – Vorstufe für das mehrgliedrige Orbitalflugsystem von heute:

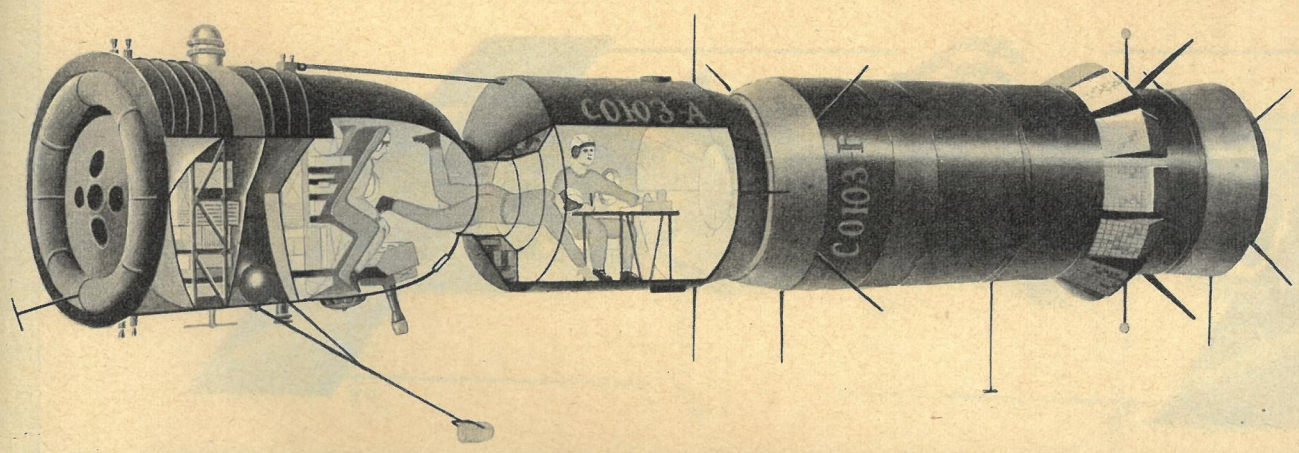
Ein Tanker (Sojus-W) koppelt mit einem langen Triebwerkblock (Sojus-B), um ihn mit mehr als vier Tonnen Treibstoff aufzufüllen (obere Zeichnung). Nach dem Nachtanken wird Sojus-W wieder abgekoppelt, und Sojus-B vereinigt sich nach einem Rendezvous-Manöver mit dem bemannten Forschungslabor Sojus-A zu einem Orbitalkomplex (untere Zeichnung).

Unsere Preisfrage:

Zur Ausrüstung der Orbitalstationen Salut-6 und Salut-7 gehörten zahlreiche Geräte aus verschiedenen sozialistischen Ländern, die sich am Interkosmos-Programm beteiligen. Nennen Sie das Hauptgerät, das in unserer Republik für diese beiden Orbitalkomplexe gebaut worden ist!

Ihre Antwort auf Postkarte schicken Sie bis 15. Juli 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Preisträger in Heft 16/87.

So war es richtig in Heft 12/87: 200 Kosmonauten folgten Juri Gagarin bisher ins Weltall. Es gewannen: 100 M – Siegfried Linschmann, Weimar; 75 M – Werner Hoffmann, Eisenhüttenstadt; 50 M – Gertraud Lehmann, Gera-Lusan; Hans Krause, Welzow; Familie Pätz, Freiberg



Im nächsten Heft:

Premiere im Walzertakt

Eine Spitzentechnologie im Walzwerkbau für das neue sowjetische Hüttenzentrum in Oskol – in enger Kooperation von SKET und seinen Auftraggebern verwirklicht. Probleme zu zweit – gemeinsam gelöst.

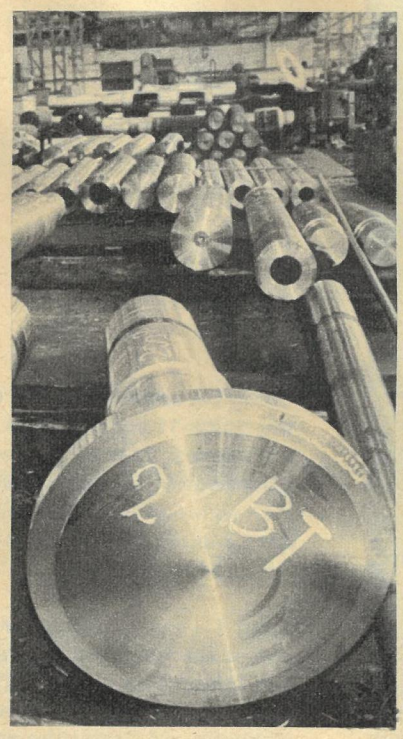


Foto: L. Willmann

Neue FW-Serie

Bericht eines Teilnehmers von der ersten sowjetischen Arktisexpedition 1937/38.

Luft- und Raumfahrt

Rendezvous in Paris – die große Schau der Flugzeuge, Sputniks, Raumschiffe und Raketen. Ein Bildbericht vom Aero-Salon in Le Bourget.

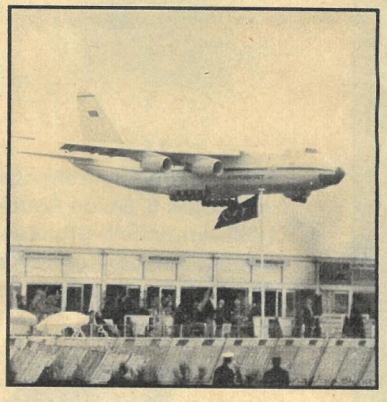


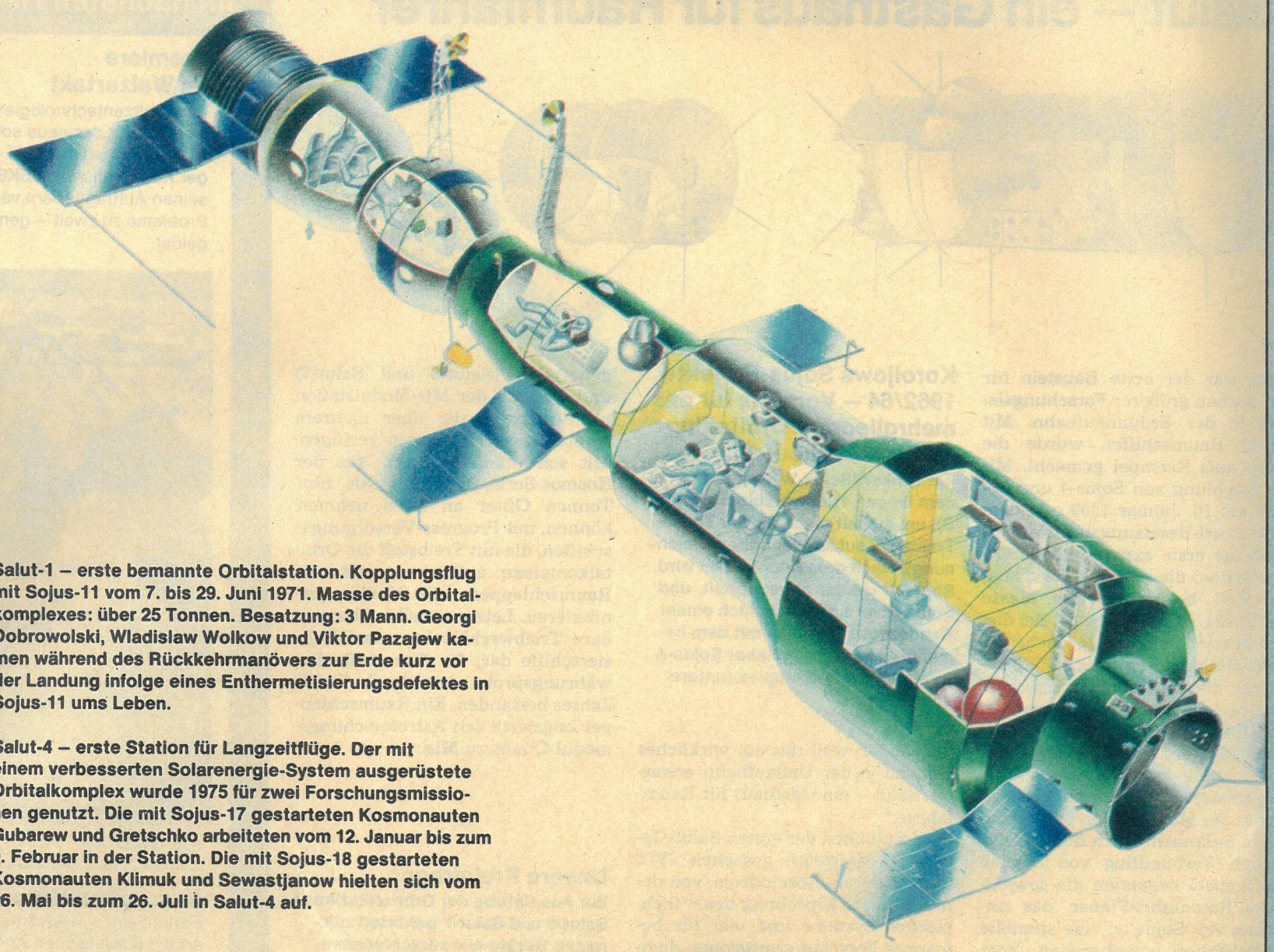
Foto: A. Paszkowiak

Die Rasur der Blutgefäße

An einer neuen Methode, Arteriosklerose mit Lasern zu heilen, arbeiten gemeinsam Wissenschaftler aus der DDR und der UdSSR.

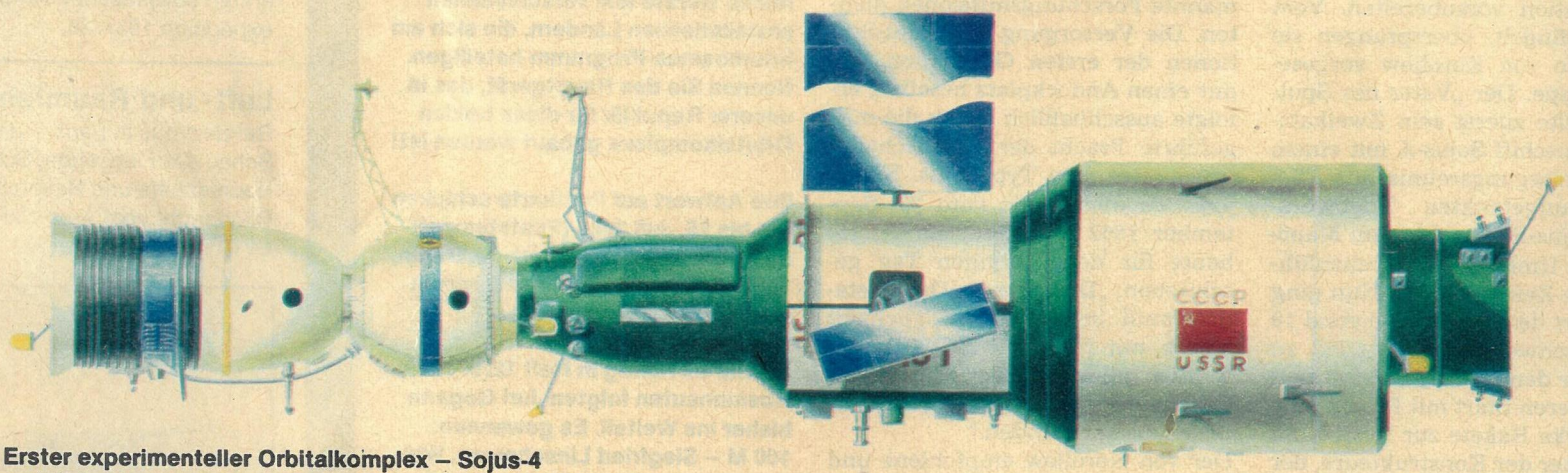
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Von Wostok zu Mir

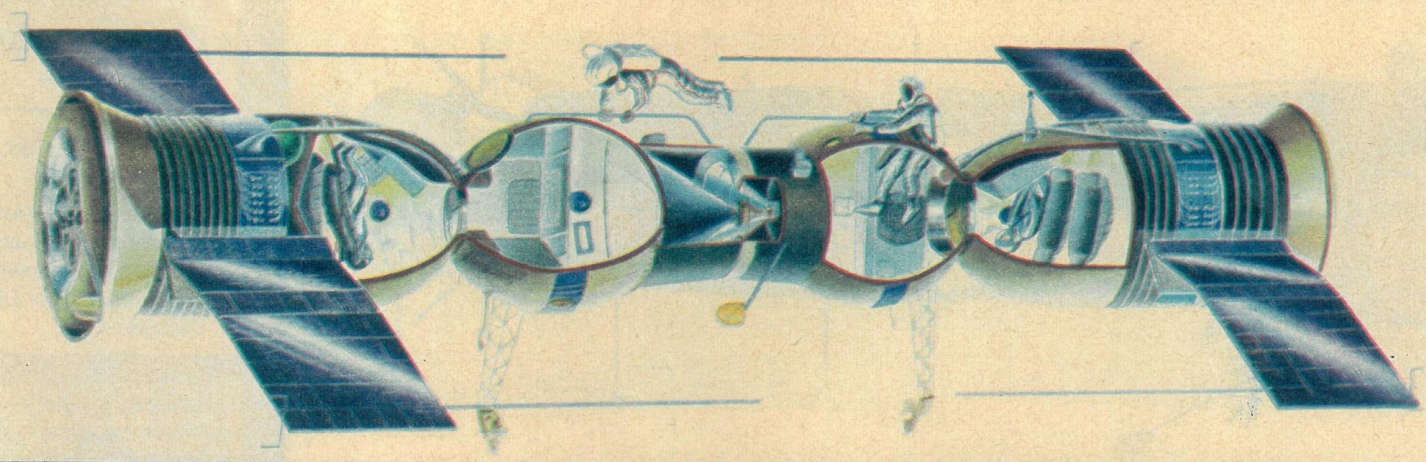


Salut-1 – erste bemannte Orbitalstation. Kopplungsflug mit Sojus-11 vom 7. bis 29. Juni 1971. Masse des Orbitalkomplexes: über 25 Tonnen. Besatzung: 3 Mann. Georgi Dobrowolski, Wladislaw Wolkow und Viktor Pazajew kamen während des Rückkehrmanövers zur Erde kurz vor der Landung infolge eines Enthermetisierungsdefektes in Sojus-11 ums Leben.

Salut-4 – erste Station für Langzeitflüge. Der mit einem verbesserten Solarenergie-System ausgerüstete Orbitalkomplex wurde 1975 für zwei Forschungsmissionen genutzt. Die mit Sojus-17 gestarteten Kosmonauten Gubarew und Gretschko arbeiteten vom 12. Januar bis zum 9. Februar in der Station. Die mit Sojus-18 gestarteten Kosmonauten Klimuk und Sewastjanow hielten sich vom 26. Mai bis zum 26. Juli in Salut-4 auf.



Erster experimenteller Orbitalkomplex – Sojus-4 und Sojus-5. Beide Raumschiffe flogen am 16. Januar 1969 viereinhalb Stunden im Kopplungsflug. In dieser Zeit wechselten die Kosmonauten Jelissejew und Chrunow durch einen Ausstieg in den freien Weltraum von Sojus-5 in Sojus-4 über.



Zeichnungen: Michael Römer; Text und Redaktion: Karl-Heinz Eyermann.

Siehe auch Seite 55